

64. Jahrgang Nr. 3

Leipzig, 15. Oktober 1927

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Stillleben mit roten Dahlien ♦ Gemälde von Fritz Stattler

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27. Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Aufstellungsgebühren



Indanthren

Siehst Du, wie gut sich die Farben bei diesem Kleid gehalten haben?

Ja, dem hat die Sonne nichts geschadet!

Für helle, farbige Strand- und Sportkleider, farbige Wäsche usw. soll man stets indanthrenfarbige Gewebe nehmen, das lohnt sich immer. Wie oft musste man die Beobachtung machen, dass die Farben des erst vor kurzem gekauften Stücks schon nach wenigen Tagen verblassten oder in der Wäsche ausliefen. Die Freude an diesem Garderobestück verwandelte sich rasch in Ärger, das Geld war hinausgeworfen und eine neue Anschaffung notwendig geworden. All das lässt sich vermeiden, wenn anstatt unecht gefärbter Stoffe und Garne nur indanthrenfarbige Ware gekauft wird.

Ein farbiges Gewebe aus Baumwolle, Leinen oder Kunstseide, das den Einflüssen von Licht und Wäsche standhalten soll, muss indanthrenfarbig sein, denn dann ist es waschecht, lichteht, wettgerecht!

Zuverlässige Bezugsquellen:

Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W 9, Potsdamer Straße 10—11
Filialen in: Steglitz, Schloßstraße 24
Charlottenburg, Wilmersdorfer Straße 32

Indanthren-Haus Frankfurt, G. m. b. H., Frankfurt am Main, Kaiserstraße 19

Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11—12

Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Köln am Rhein, Hohestraße 156

Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13

Indanthren-Haus München, G. m. b. H., München, Maximilianstraße 35—36

Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12

Indanthren-Haus Wien, G. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstraße 74b

Verlangen Sie Muster. Bei Bestellungen von M. 20.— an portofreie Lieferung.

Soeben ist erschienen:

Daheim-Kalender für das Jahr 1928

herausgegeben von der Daheim-Schriftleitung

Preis in Gangzeilen gebunden nur Mk. 3.50.

Der Daheim-Kalender ist und bleibt ein echtes rechtes Hausbuch, der zuverlässige Berater und Freund der deutschen Familie. Wegen seines reichen Inhalts an Erzählungen, Rätseln, praktischen Darbietungen und Nachweisen aller Art, ferner wegen seines reichen, farbenfreudigen Bilderschmudes ist er in seinem schönen

blauen Leinengewande eine kostliche Gabe für jedes Haus. Dabei ist der Preis im Verhältnis zu dem reichen Inhalt und der vorzüglichen Ausstattung sehr niedrig. Die Auflage wird bald vergriffen sein. Deshalb ist es geboten, bei seinem Buchhändler (wo ein Buchhändler nicht zugänglich, direkt vom Verlag) zu bestellen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gütermanns
Nähseiden

Es ist nicht egal,
welche Fahrradmarke Sie kaufen!
Die Unterschiede sind so groß, daß
man sich die Zeit nehmen muß, um zu
prüfen. Sie wissen, daß es Fahrräder
für 120 und für 75 Mk. gibt. Auch
wenn der Preis gleich hoch ist, sind
trotzdem Unterschiede da. Hüten Sie
sich vor den billigen Rädern! Diese
werden durch Reparaturen teuer. Den
Ärger haben Sie dann obendrein.
Kaufen Sie ohne Zaudern NSU. Sie
bekommen das bewährte Fahrrad
der langjährigen Fabrik-Erfahrung.

NSU Greif zu!

NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm.

Dahlem



Hindenburgs Geburtstag.

Das war das Schönste in diesen Hindenburg-Tagen: das mächtige Stadion gefüllt von fünfzigtausend deutschen Kindern, Scharen von Mädels und Jungens auf dem weiten Rund der Emporen, Reihen neben Reihen, Reihen über Reihen, blonde Köpfe, braune Köpfe, Scharen von Mädels und Jungens auf der Rasenfläche im Inneren: achttausend, die anstimmen sollten: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren . . .“, achttausend, die singen wollten: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand Dir, Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland“; und um die

Sänger Mädels in leuchtendem Weiß, ein riesiges „H“ stellend, dem Reichspräsidenten zu Ehren; und vor diesen Sängern Mädels, die leuchtende Pracht der Herbstblumen in den Armen, und ihnen zur Seite wieder Mädchengruppen in bunten Kleidern wie Blütentuffs hingestreut auf dem Rasen und am Rand der Bahn Knaben, die farbenfrohe, bebänderte Kränze wie jugendliche Banner trugen.

Dann kam er, der Reichspräsident, der Feldmarschall Hindenburg. Von seinem Palais in der Wilhelmstraße war er langsam durch das Brandenburger Tor gefahren, hatte



Huldigung der deutschen Jugend



Die Ausstellung der Schulkinder im Innenraum des Stadions zu den Gesangsvorträgen vor dem Reichspräsidenten.
(P. Lamm.)

den Tiergarten gequert, den Weg die breite Heerstraße hinaufgenommen über den Reichskanzler-Platz bis hinein in das Grün des Grunewalds. Zu beiden Seiten seines Weges hatten Menschenmauern gestanden und in ihnen Fahnen — Fahnen. 800 000 Deutsche, 10 000 Fahnen! Und wo er des Weges gekommen war, hatten sich vor ihm die seidenen Banner in Erfurth gesenkt, hatten die Männer und Frauen aufgejubelt in stammender Begeisterung: Heil, Hindenburg, Heil.

Durch zwei mächtige Torbögen rollt der Kraftwagen hinab in die Arena, lenkt auf die Aschenbahnen, auf der sonst die Läufer sich im Kampf messen. Langsam, langsam umrundet er das Stadion.

Da springen die 50 000 deutschen Kinder von ihren Sitzen, und jedes hat ein Tuch in der Hand und windt, weiß wallt es über all dem jungen Gelock, als ob tausende, tausende weißer Tauben emporflattern wollten zum blauen Herbsthimmel. Und all die kindlichen Stimmen klingen auf, Jubel schwirrt, junger Kinderjubel: Heil, Hindenburg, Heil.

Das war das Schönste: dieses Treubekenntnis der Jugend, — der Schwur der Zukunft.

Dann die Vergangenheit.

Da waren sie gekommen, die Heerführer, die



Bayern im Spalier.

Eine Gruppe von bayerischen Mädels in ihren heimischen Trachten. (Photo-Zentrale.)



Der Gruß der Flieger während der Fahrt durch das Brandenburger Tor. (R. Senneke.)



Hindenburg mit den Generälen der alten Armee und der Reichswehr in der Ehrenloge des Deutschen Stadions über den Fahnen des Kneisshäuserbundes. (Photo-Zentrale.)

in großen und schweren Tagen auf seine Befehle geharrt, nach seinen Befehlen die Schlachten geschlagen hatten. Seine Werkzeuge waren sie gewesen, ihm fast gleich im Alter, Weizköpfe nun alle. Sie standen und warteten, die Seelen voll Erinnerung und voll Schmerz, sie hatten den großen Sieg für das Vaterland erkämpfen wollen, und er war ihnen versagt geblieben; das



Die Enkelkinder.

Christa Marie von Benz, Hans Hartmut von Brochhausen, Viktoria von Benz, Helga von Hindenburg, Gertrud von Hindenburg, Bernd Dieter von Benz.
(Photo-Zentrale.)

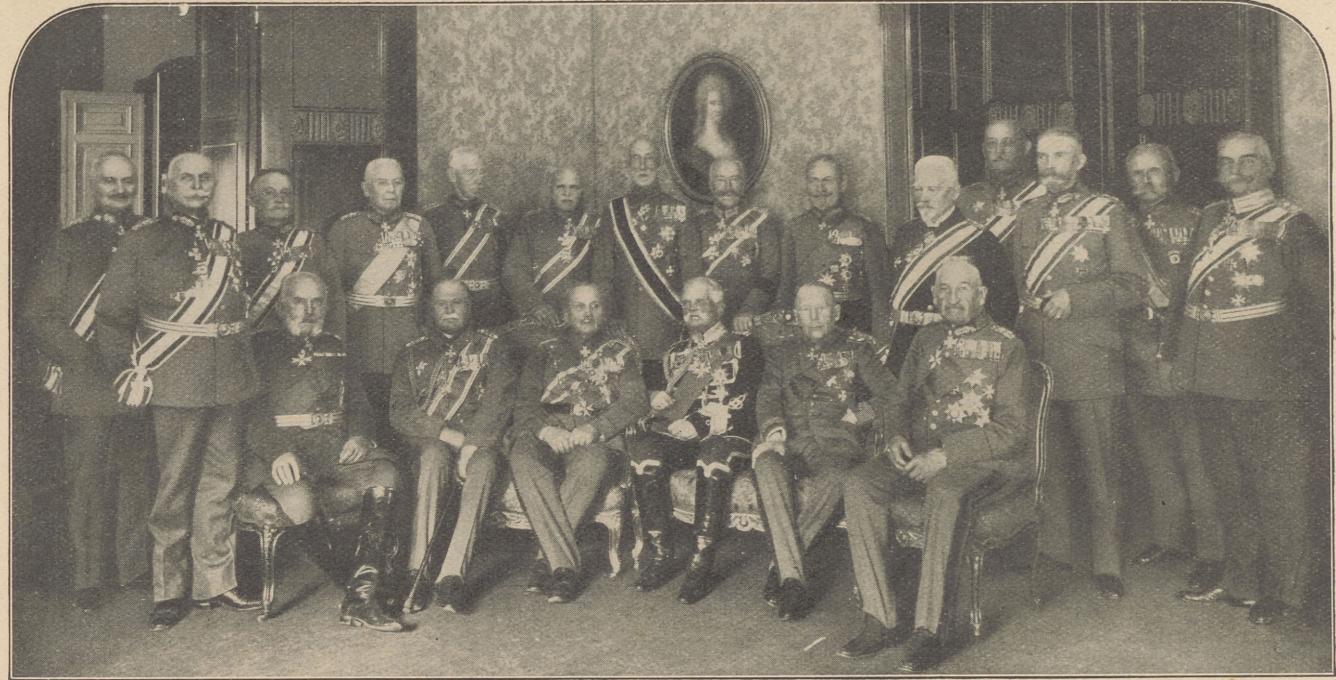
Nr. 3



Nach dem Gottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche.
(Transeuropa.)

brennt in den Herzen. Aber als ihr Feldmarschall eintritt, recken sich die alten Rücken, in vertrauter Gewohnheit schlagen die Haken zusammen, daß die Sporen leise klimmen, dann beugen sich die Häupter. Von einem zum andern schreitet Hindenburg, fest liegen die Hände ineinander, die Augen treffen sich, und der Blick ist: Erinnern an die Tage, wo sie die Eckpfeiler waren in der Mauer, die das Vaterland vor dem Feinde schützte.

Musik klingt auf. Marschmusik. Durch den Abend Berlins lodern Fackeln. Die Schlägel fallen auf das Kalbsfell, die Querpfeifen schrillen. Das junge Heer, unsere Reichswehr, entbietet seinen Gruß. Sie bringt Fahnen der Regimenter, die mit der militärischen Vergangenheit unseres Reichspräsidenten besonders eng verknüpft sind: des 3. Garde-Regiments zu Fuß, in dem er 1866 verwundet wurde, des Infanterie-Regiments



Zusammenkunft der Heerführer an Hindenburghs Geburtstag im Kaiserhof.

Von links stehend: Gen. d. Inf. v. Owen, Gen. d. Inf. Kosch, Gen. d. Art. Gronau, Gen. d. Inf. v. Steuben, Gen. d. Inf. v. Stranz, Gen. d. Inf. v. Loßow, Generaloberst Graf v. Bothmer, Gen. d. Inf. v. François, Gen. d. Art. v. Gallwitz, Admiral v. Schroeder, Gen. d. Inf. v. Gutier, Gen. d. Inf. v. Quast, Gen. d. Inf. v. Mudra, Gen. d. Inf. v. Eberhardt. Von links sitzend: Generaloberst v. Schubert, Gen. d. Kav. v. d. Marwitz, Generaloberst v. Kluck, General-Feldmarschall v. Mackensen, Generaloberst v. Einem, Generaloberst v. Linsingen.

Nr. 91, dessen Kommandeur er war, des masurischen Infanterie-Regiments Nr. 46, dessen Chef er nach Ostpreußens Befreiung wurde. Auf dem Balkon seines Palais steht Hindenburg ganz allein. Draußen in der Wilhelmstraße steht Kopf an Kopf die Menge und sieht in stummer Verehrung zu ihm auf. Da klingt leise und verhallt durch die Straße der Diplomaten und Minister der Zapfenstreich der Militärapelle: „Ich bete an die Macht der Liebe . . .“

Das offizielle Deutschland gratuliert, es huldigt dem Präsidenten des Deutschen Reiches, dem Führer. Die höchsten Beamten des Staates, die Vertreter der Länder schreiten durch das Haus, das liebende Hände über und über mit Blumen geschmückt haben, in das sich die ganze Farbenpracht des Herbstes ergossen. Im großen Saal steht Hindenburg, aufrecht, schlicht, im strengen schwarzen Rock, den nur das Blücherkreuz schmückt.

Der Reichskanzler spricht Worte des Dankes. Dann redet der Achtzigjährige: dem ganzen Volk gelten seine Worte: ihm

dankt er, ihm wünscht er die Befreiung von fremder Besetzung, von ihm erhofft er Einigkeit, er mahnt es zu gemeinsamer Arbeit am Staat. Seine Stimme ist fest und klar.

Ein Sonntag war dieser 2. Oktober. Der Sonntag des Erntedankfestes. Goldene Ähren standen auf dem Altar der Dreifaltigkeitskirche, vor dem unser Hindenburg seinen Ehrentag begann. Und der Spruch des Tages lautete: „Wer im Segen sitzt, wird auch im Segen ernten.“

Der Tag des Jubels verging. Die Tage der Arbeit sind wieder da. Im Reichspräsidentenpalais erhebt sich morgens um 7 Uhr der Mann, der nun die Grenze biblischen Alters überschritten, Tag um Tag zu seinem Werk. Die Tür seines Arbeitszimmers öffnet sich vielmals. Und wer bei ihm eintritt, bringt ihm Arbeit. Arbeit, die er für uns alle leistet, Arbeit, die er freiwillig auf sich nahm, als das deutsche Volk ihn rief. Er sei uns Beispiel: der Fels der Pflichttreue.

H. C. von Zobeltitz.

Bum Nachdenken

1. Bilderrätsel.



2. Scharade.

Der ersten königliche Art
Ist oft mit Grausamkeit gepaart.
Gib acht, daß, was die zweite
spricht,
Bestehen könne vor dem Licht!
Das Ganze, ist's auch rein geblieben,
Ein Hauch, ein Lüftchen kann es
trüben.

—b.

3.

Ein Wort mit Wein kredenzt mir
Das Wort mit anderm Haupte;
Dann fuhr ich durch das Waldrevier;
's war dunkler, als ich glaubte.
Das Unglück packte mich sofort
Mit rauher Hand beim Schopfe:
Mein Motorrad erlitt das Wort,
Jedoch mit anderm Kopfe.
Ein dickes Wort mit anderm Kopf
Das hatt' ich nicht gesehen;
Ich fuhr es an, ich armer Tropf,
So war das Pech geichehen.
Da stand ich, meines Rads beraubt,
Erfüllt von Abschiedsqualen,
Nicht fern von Wort mit anderm
Haupt

Im schönen Land Westfalen. sk.

4. Zwei Silben.

Aus einem Gemüse, jung und zart,
Das jeder leicht verdaut,
Ein Instrument von alter Art
Wird mühevlos gebaut,
Indem den Fuß man doppelt nimmt
Und dann das a in e umstimmt. 21.

5. Missgeschick.

Heut, als die Frau am Herde stand,
Ein Wort mit d in ihr entstand.
Das "r" ist dabei angebrannt.
Zu spät ihr das Gewissen schlägt:
Des Mannes "s" scheint mir erregt,
Da er viel "w" aufs Essen legt.
von zur Mühlen.
Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 2.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Käse, 4. Peru, 7. Abend, 8. Urne, 9. Tigel, 12. rot, 14. Udine, 17. Shaw, 19. Daudet, 21. Äther, 22. Meer, 24. Topas, 27. Met, 29. Heer, 30. Rune, 32. Algol, 33. Jade, 34. Sedan — Senkrecht: 1. Kran, 2. Sünder, 3. Zenith, 5. Dvid, 6. Oden, 10. Gicht, 11. Lepra, 13. Öste, 14. Uwe, 15. Edith, 16. Tulpe, 18. Mare, 20. Ems, 23. Emile, 25. Öse, 26. Ares, 28. Troja, 31. Ulan. — 2. Silbenrätsel: Dublin, Udine, Biese, Chester, Sago, Amazone, Yatal, Tatsumi, Treher, Manegold, Uruguay, Candalus, Wrute, Drminjul, Rosmarin, Dachstein, Darwin, Alarich, Stella, Bandango, Yokohama, Osteria, Wieder, Marmor, Ephesus, Vieland, Europa, Irrgarten. Durch Sanftmut wird das fromme Weib des Gatten unumstrankter Herr. — 3. Natur: Maul, Wurf. (In verl. Bed.)



Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Tizia Leidich

3.
Chicago.

Der Donnerstag ist für die vielen Hausfrauen im großen Amerika ein schwarzer Tag; noch schwärzer als die übrigen sorgenbeischwerten Tage. Denn Donnerstag ist „the maid's day off“ — der Ausgangstag der Mädchen.

Donnerstag war auch Ursula frei, sie konnte gehen und stehen, wie sie wollte, sich anziehen, wie es ihr beliebte, nach dem Lunch sich eine Eisenbahnkarte kaufen und in die Stadt fahren, die da weit hinter den Baumreihen von Eichenpark und River Forest ruht, dröhnt, arbeitet und lacht. Die Stadt, von der sie noch nichts gesehen hatte als Schatten und Lichter in der Nacht ihrer traumhaften Ankunft, von der sie noch nichts wußte, als den Namen.

Chi-Ga-Gou war ein mächtiger Cherokeeführer, der 1725 nach Paris ging, wo er von der Herzogin von Orleans eine prachtvolle Schnupftabaksdose bekam, denn es gab eine Zeit, da Franzosen und Indianer sich gegen den gemeinsamen Feind, den Engländer, nicht schlecht verstanden. Der Platz, auf dem heute die nach ihm benannte Stadt liegt, war heiß umstrittene, blutgedünkte Prärie. Nicht die Prärie der Phantasie — hochgräsig, duftend immergrün. Nein, da war nichts gewesen als lange Dünen und Morast, Sumpf und Strauchwerk; undankbarer Boden, grausamer Boden, den die Rothäute hartnäckig hielten, bis sie den Weizen weichen mußten, denen 1804 hier das erste Kind geboren wurde in einer kleinen Siedlung, die in kaum mehr als achtzig Jahren sich zum Zentralmarkt der Vereinigten Staaten entwickelte, zum größten Eisenbahnknotenpunkt der Welt. Ist es doch heute möglich, daß fünfzig Millionen Menschen sich abends in den Zug setzen, um am nächsten Morgen in Chicago zu frühstücken!

Obwohl Ursula noch nichts von Chicago wußte, so hämmerte es doch schon in ihren Pulsen, als sie über das Macadamplaster eilte, emsig zwischen Allee- und Rasenbäumen nach der Straße und der Nummer spähend, die Mary als Adresse gegeben hatte. Ihr erster Gang in Amerika! Schon in aller Frühe hatten Mary und Luise ihr telephoniert. Luise war sehr stolz, daß sie die Verbindung mit ihrem ganz funkelnagelneuen Englisch selbst zustande gebracht, während Mary noch nicht soweit war und ihre Dame bemühen mußte. Mrs. Higgins empfing auch Ursula, der sie sogar gestattete, bei der Bordertür durch die Halle ins Haus zu kommen. Deutsch war ihr vollständig unbekannt, und Mary hatte noch vor einer Woche kein Wort Englisch gesprochen; beide aber versicherten Ursula, daß sie einander glänzend verstanden, und Mary zeigte mit viel Stolz ihr Vokabularium, das sie mit dem bequemen und immer gern gehörten Wort „all right“ begann und endete. Mrs. Higgins war Vollblutamerikanerin, ihre mit Hingabe gepflegte Schlankheit stand an der äußersten Grenze; sie war unaufhaltsam gesprächig, und um möglichst viel Worte in die Minute zu pressen, schachtelte sie diese übereinander und zog sie wie Kappen über Kinderköpfe. Wieder und wieder beschrieb sie den Mädchen den Weg zur Station und ins Chicagoer Geschäftsviertel. Vor allem sollten sie sich hüten, je einen Mann zu fragen, wenn schon gefragt sein müßte; noch weniger sich zu einer Autofahrt einladen lassen. Das wäre sicherer Untergang. Tausende von Mädchen verschwanden in Chicago auf diese Art. Chicago sei eine „wicked city“, eine schlechte Stadt, und es gäbe hier unzählige Neger und Verbrecher.

Im Zuge, auf dem karminkroten Plüsch des Sitzes, sagte Mary zu Ursula: „Du siehst heute sehr gut aus, du hast glänzende Augen.“

„Weil es so wunderbar ist, daß ich hier sitzen kann. Daß hier gut angezogene, zufriedene Menschen um mich sind und daß ich den ganzen schönen langen Nachmittag und Abend vor mir habe. Noch nie sind mir Stunden so gottgeschenkt erschienen, so kostbar, als wären sie aus einem ganz anderen Leben eigens für mich herausgebrochen. Kommt es dir nicht auch so vor?“

Mary nickte, blaß und still wie immer, und sah aus dem Fenster, an dem die westlichen Ausläufer Chicagos in rasen-

dem Tempo des Zuges vorbeiflogen. Eben fuhr man hoch über Garfield Park hinweg, einem der herrlichen Parks Chicagos, mit seinen von weißglänzenden Autostraßen umwundenen Ruderteichen, seinen Hainen, großen Glashäusern und Aquarien, seinen freizugänglichen Golfgründen, Tennis-, Eis- und Rodelplätzen. Bald verschwand der Park, und was nun links und rechts des Bahnweges lag, war wie von der Flut eines mächtigen Ozeans ans Ufer geschütteter Takel-, Tang- und Holzwerksfall und der Zeuge vielfältigen Lebens zugleich: Herden von grauen, wettergepeitschten, einstödigen, armen Schindelhäusern, Wäsche an unwahrscheinlich hohen Stricken zwischen Haus und Haus, bunt, aber mit einer kalten Gewaschenheit, die nichts vom malerischen Unbekümmertheit hatte; da und dort ein Auto vor der Tür, schief und ein wenig eingedrückt, als hätte es einen Stoß erhalten; staubige Veranden mit verlassenen Schaukelstühlen, Fabrikgebäude mit Schloten und endlosen Reihen von Fenstern, Höfe und unbebaute Plätze, dazwischen spielende, jagende, schreiende Kinder, sich reckend in Schutt und Gerümpel. Über allem wie ein verdunkelter Meltau Chicagos schnaubender Atem aus vielen braunkohlengespeisten Kaminen. Häßlich war dieser Eintritt in Chicago, häßlich. Ursula dachte an die heiter lächelnden Straßen des Eichenparks zurück. Welcher Unterschied! Und an Wien! — An Wien!

Mrs. Higgins' beredte Vorsicht hatte den Mädchen die Fahrt in die Stadt als gefahrvolles Abenteuer vorgegaukelt. Nun, da sie ihr ins Antlitz sehen durften, wußten sie nichts mehr von Gefahr, fühlten nur das Erlebnis. Luise, die sie in der Endstation trafen, schmolte ansangs ein wenig, da Ursula darauf bestand, daß sie den kleinen Herrn unbestimpter Abkunft, den sie sich als Eskorte mitgebracht — eine Woche in Amerika und schon einen Verehrer — für den heutigen Nachmittag entlasse. Aber ihre glückliche Natur und die neuen Wunder segten bald jeden Groll hinweg. In der haushohen, weich durchwärmten und gut ventilirten Halle der Eisenbahnhalle, wo die Steinfliesen spiegelnd und glatt, die Wände schneeweiss gefachelt, wo niemand unter der Last von Bündeln leuchte und man höchstens eine elegante Ledertasche trug, wo tiefe Fauteuils, Schaukelstühle und niedliche Schreibtische für jedermann einladend standen und der Blick durch offene Flügeltüren über blinkendes Geschirr lief, das von Negern in gestärkten Kitteln auf blumengeschmückten Tischen angerichtet wurde, — da reckten die drei Mädchen aus der alten, verarmten, verkaufen Welt ihre Nasen in die Höhe und streckten ihre Rücken; fühlten sich schon als Bürgerinnen, Teilhaberinnen all dieses Reichtums, dieses Komforts für die vielen, wie er einzigt dasteht in der Welt; griffen heimlich in die Tasche nach der abgewetzten Börse, in der zärtlich gefaltet die erste verdiente Dollarnote lag, dieses schlanken, elegante Papier, die schönste Banknote der Welt.

Im weißfunkelnden Damenwaschraum standen dienstbeflissen zwei junge Negerinnen im schwarzen Kleid, Haube und Spitzenschürzchen, appetitlich wie Schokoladeprinzessinnen. Da war ein Geflirre und Gewirre, ein Geflatter und Geschnatter, ein Blitzen von Augen, von Steinen an weißen Händen, die glättend über schönlinig gewellte Haare ließen, liebend Puderbüchsen und Spiegelchen hielten, rote Striche auf lebenslustige Lippen zogen und aus runden Glaskugeln über strahlend reinen Wasserbecken flüssige Seife auffingen. Und die sich hier nach shopping oder business auffrischten, bevor sie den Zug nach Hause bestiegen.

Ursula drängte: „Ich bitte dich, Luise, es ist doch nicht notwendig, daß du jetzt mit Händewaschen Zeit verlierst. Ich will nach Chicago. Ich brenne ja, endlich mal die Stadt zu sehen.“

Dann liefen sie geradeaus durch die Nachmittagsstadt Madison streets. Sie hätten natürlich ebensogut ruhig und umschauend gehen können. Aber Ruhe gibt es in Chicago nicht und Verweilen auch nicht. Die Musik Chicagos ist ein schmetterndes Allegro mit vielen Dissonanzen; diese Musik schmeichelte nicht, sie fäschelt nicht, sie lockt nicht; sie treibt nur an, treibt mit, treibt hinauf.

Ein Sohn Chicagos sagte: „Macht keine kleinen Pläne;

die haben nicht die Zaubermacht, das Blut zum großen Können aufzupeitschen. Macht große Pläne! Zielt hoch hinaus! Eure Parole sei Ordnung und euer Leitstern: Schönheit!"

Noch war hier freilich keine Schönheit. Wie aus Fels gehauen standen die Häusermassen der inneren Stadt, die der Volksmund „The Loop“, die Schlinge, getauft hat, weil die auf Stahltraversen tosende, die Straßen unter sich ewig verfinsternde Hochbahn das Geschäftsviertel umschließt wie ein ehrner Ring. Eng, umtürmt, kahl, bar jeder Lieblichkeit waren diese Straßen — und doch nicht düster, denn die Ungezügeln, dabei doch unendlich sicher zugreifende Lust am tätigen Dasein füllte sie mit dem hellen Brausen des Lebens.

Ein Menschenwall hielt die Eilenden plötzlich auf. Breit lag eine Straße vor ihnen. Getöse füllte sie bis an den Rand und eine Bewegung, die so viellinig, so durcheinander flitzend war, daß es zuerst Wahnsinn schien, bis man staunend bemerkte, daß die Fäden, entwirrt durch ein System, friedlich gegen- und auseinander, neben- und ineinander ließen. Inmitten der kreuzenden Fahrbahnen stand ein Hüne in dunkelblauer Uniform, die so funkelnagelneu schien wie seine Würde; ein starkgerötetes Gesicht und blaue, schlau-gutmütige irische Augen unter einer Tellerkappe. Hier war, was die Chicagoer, im Wettbewerb mit New Yorks Times Square, gern die „geschäftigste Ecke“ nennen, „the busineſt corner of the world“.

„Zu Marshall Fields müssen wir gehen, hat Mrs. Hollender gesagt,“ schrie Luise, und sie war diesmal entschuldigt, denn nur Schreien war verständlich. Der dunkelblaue Hüne hatte seine Hand gehoben und einen marktdurchdringenden Pfiff ertönen lassen, worauf wie durch Magie sich der Strom des Verkehrs plötzlich umschaltete, Wagen und Menschen sich nun auf State Street stauten, während, was auf Madison Street geharrt, über die Straße strömte. Die drei Mädchen wurden mitgerissen; in der Mitte der Straße stieß man auf die von gegenüber heranrollende Woge, es gab nichts als Menschenköpfe, Menschenäugen, Menschenarme, Pelze, farbenfreudige Hüte, ein Meer davon. Aber es war merkwürdigerweise kein Gedränge, kein Gekeile, es gab keine bogenden Ellbogen; man schlüpfte glatt und freundlich aneinander vorüber.

„Frag', wo Marshall Fields ist,“ drängte Luise in Ursula.

„Was ist Marshall Fields?“ fragte diese.

„The greatest store in the world,“ maulte Luise in einem verschwommenen Englisch, das sie mit ihrer handgreiflichen Energie aus Worten und Phrasen an allen Ecken und Enden geschickt ausschnappte, „das größte Kaufhaus in der Welt.“

Ursula fragte eine schlanke lächelnde Dame in einem prachtvollen Nerzpelz nach Marshall Fields.

Glasscheiben von enormer Ausdehnung, das Erdgeschoß nichts als ein Glaspalast und dahinter Träume in Seiden, Samten und Perlen; Farben und Linien; übermütige Vielheit von Einfällen, die das Glänzende, Freudige, Prächtige lieben, sich an einem Rausch von Farben erfreuten, der trotz seiner fast barbarischen Sattheit nirgends von störenden Dissonanzen zerrissen wird. So wirkte das Kaufhaus von außen.

Im Innern wogten Menschenmengen. Freilich nicht nur Käufer, sondern auch Schauende, wie die drei Mädchen, die nichts als ihren ersten Wochenlohn, zehn Dollar, in der Tasche hatten. Vorerst schien es dem Dreieck aus der alten Welt bloß das Paradies der Frauen zu sein; später aber merkten sie, daß auch für Kinder und Männer, für Haushalt und Haus alles in jeder Preislage da war. Vom Keller bis zum Dach konnte man ein Haus samt den Menschen darin hier ausstatten.

Plötzlich schrie Luise vor Entzücken auf. Sie waren vor einer Abteilung, in der Werkäuferinnen noch hübscher, noch appetitlicher, noch pfirsichblütenhafter standen; aus tausenderlei Kokett gedrehten Phiole und Fläschchen, die aquamarin oder nilgrün schimmerten, als läge noch der Sprühregen eines Bergwassers auf ihnen, aus geheimnisvollen metallenen und porzellanenen Büchschen, aus duftenden, blumengleichen Schächtelchen winkten hier den Frauen jene notwendigen Nichtigkeiten, die für sie die Elixiere der Schönheit und des Lebens sind. Die Freundlichkeit des bedienenden Mädchens wurde weder kantig noch herablassend, als Luise, die in ihrem billigen Ulster keineswegs nach französischen Parfums und Puder aussah, sich unermüdlich neue Schächtelchen vorlegen ließ.

Dann wanderten sie weiter durch die übrigen Stockwerke wie durch ein Wunderland. Alles zu sehen war unmöglich, denn das Haus schien weder in der Breite noch in der Höhe je ein Ende zu haben.

Es war kein Haus, es war eine Welt.

Dreißig, vierzig Aufzüge stiegen fortwährend auf und ab, bei jedem Stockwerk hielten sie, leerten, füllten Menschen ein. Die junge Negerin, die den Aufzug bediente, hatte weiße Handschuhe und eine dunkelgrüne, hochgeschlossene Uniform mit Goldborten.

„Ich bin schon müde vom Schauen,“ sagte Mary, aber Luise war ohne Mitleid. Sie hatte nach einem einmonatigen dienstmädchenlosen Interregnium im Hollenderschen Hause sämtliche Fußböden und Veranden gewaschen und den ganz verklebten Ofen gepuft, also Amerika lediglich aus der Scheuerbürtigen-Perspektive gesehen. Dies hatte tiefe Zweifel in ihr entstehen lassen darüber, ob die Neue Welt wirklich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sei. Nun aber war sie überzeugt davon. Der Atem dieses Kaufhauses blies in die schlaffhängenden Segel ihrer Amerikaliebe. Sie steuerte hinunter ins Souterrain: „Dort kostet alles die Hälfte.“

Hier war eine Stimmung wie bei einem Volksfest, hier lächelte sogar Mary, denn man durfte in wirklichen Gelegenheitsläufen wählen und wählen, man durfte greifen und proben; hier lag alles mit dem Genuss, den der Amerikaner an der Fülle hat, hingeworfen zu Bergen. Hier wurde einem klar, was die Frauen meinen, wenn sie das mit so viel Entzücken gefüllte, den Männern unverständliche Wort „Shopping“ aussprechen.

In diesem gigantischen Bienenkorb, in dem es summte und surrte und in dem man kaum eine Nadel zu Boden fallen lassen konnte, so nah schob man sich aneinander vorüber, interessierten Ursula nicht nur die Waren, sondern auch die Menschen.

Da waren Villenbesitzerinnen und Arbeiterfrauen, Farmerinnen vom Land und Lebedamen, Tippmädchen und Fabrikantentöchter — aber alle waren sie hier gleich und ebenbürtig. Denn zwischen ihnen gab es tatsächlich nicht wie in der europäischen Stadt jene auffallenden Unterschiede, die ermöglichen, sie schon nach bloßem Augenschein nach Rang und Würde einzurichten. Umsonst suchte sie hier nach der Frau mit den vertretenen Schuhen, dem schlechtsitzenden Kleid und der unherkömmlichen Haartracht, die von vornherein aufgegeben hat, mitzutun, weil sie arm ist, weil sie arbeiten muß oder weil sie sonst in einer Ecke steht.

Was eine war oder tat, kam nicht in Betracht. Jede Wäscherin, jede Grünzeughändlerin war hier Frau, Amerikanerin, Dame und trug sich danach. Alle diese Waren waren für sie da, wenn sie auch heut nicht kaufen konnte.

Saß dieses Bewußtsein nicht schon auf Luises Stirn, die sich jetzt hochreckte wie eine kleine Giraffe, und war nicht Mary in ihrer bedächtigen Art auf dem Wege zu ihm? —

„Essen, essen,“ sagte Luise, „es ist schon fast Zeit fürs Diner.“

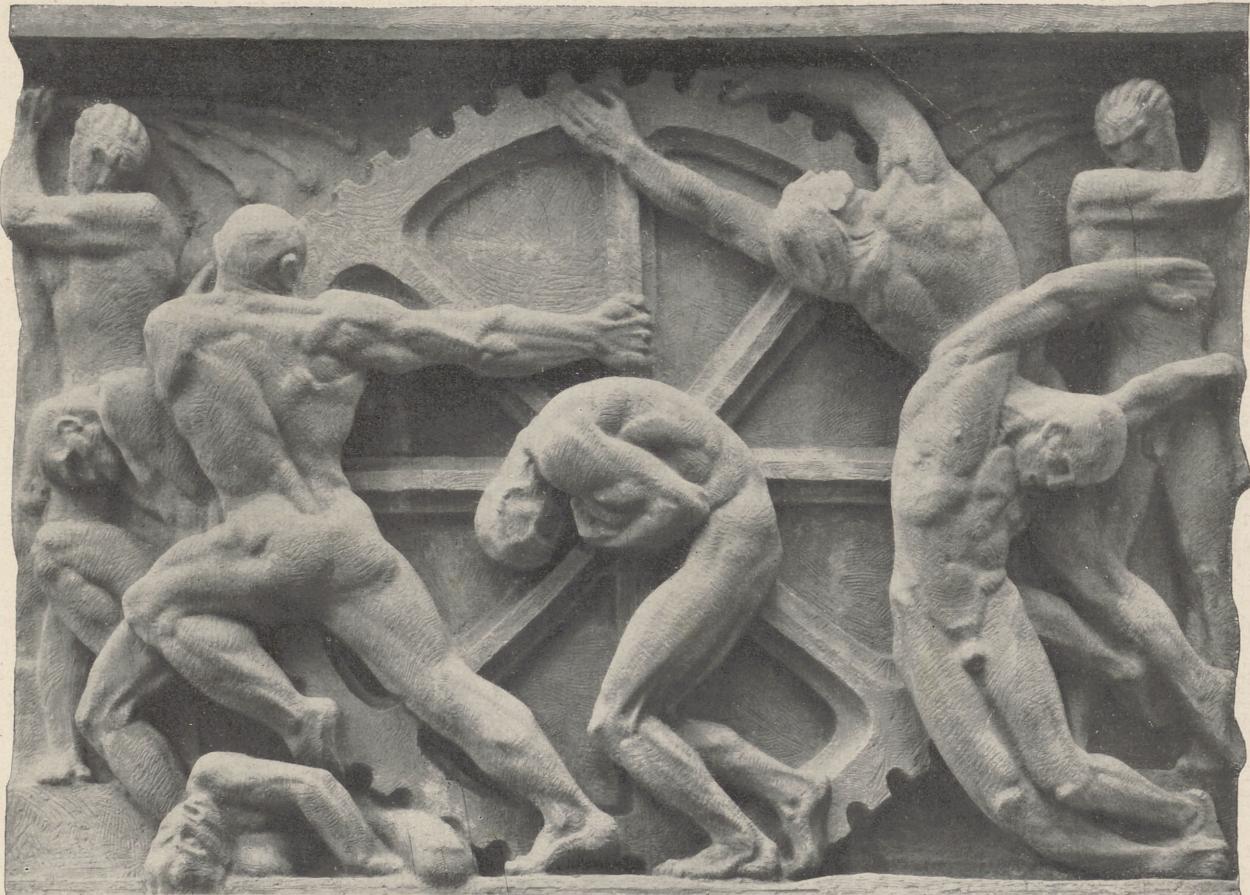
„Weißt du wohin?“ fragte Mary.

Luise bejahte. Mrs. Hollender hatte ihr gesagt, Henricis Restaurant sei nett und nicht zu teuer, sie und ihr Mann äßen auch dort oft zu Abend.

Bei Henricis war es schon voll. Weißgekachelte Wände, weißgedeckte Tische, ein paar Blumen darauf, weißgekleidete muntere Kellnerinnen. Keine atemraubende Eleganz; man kam, aß und ging. Kein Lokal zum Verweilen, aber eins zum Essen, ohne den abgestandenen Geruch aufgewärmten Gemüses, ohne Küchendunst. Es hätte ebenso gut ein Leseaal sein können. Eine Dame, schneig, blütenfrisch in Crêpe de Chine, die „Hostess“, trat lächelnd auf Ursula zu, einladend eine Speisekarte in der Hand: „Drei, bitte?“

Luise sah Ursula fragend an. Aber Ursula wollte nicht. Ursula stiegen plötzlich Tränen auf. Ihre Füße schmerzten jetzt wie Feuer; aber etwas anderes begann noch unsäglich mehr zu brennen.

Sie standen in einer Nische neben ein paar Palmen und Fauteuils, der Kassiererin gegenüber, einer ährenblonden, wasserblauäugigen Schwedin, die mit Kontor und Rechenmaschine den Ausgang besetzt hielt und bei der jeder vor dem Hinausgehen die Rechnung beglich, deren Ausmaß seine Kellnerin ihm auf einer Karte eingezwickt hatte. An ihr vorüber ging es jetzt nach Arbeitsschluß ohne Aufhören aus und ein.



Maschine. Gipsrelief von Prof. Fritz Behn.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Glaspalast.)

Die Pelze aufknöpfend kamen Frauen und Mädchen mit ihren männlichen Begleitern, die alle gesetzt und ein bisschen feierlich, doch frohgemut neben ihnen hergingen, sie zum Tisch führten, ihnen mit der unpersönlichen, un-eigennützigen Aufmerksamkeit des Amerikaners den Stuhl zurechtrückten, ihnen halfen, den Mantel rückwärts über die Stuhllehne gleiten zu lassen, bis sie sich endlich selbst niederliezen. Jedes Öffnen der Tür schüttete mit einer Handvoll frischer Luft ein Füllhorn von Lachen und Plaudern in das Lokal.

Und davor brach plötzlich Ursulas Haltung zusammen. Sie weigerte sich, der schönen lächelnden Dame zu folgen, sich zwischen diese harmlos-glücklichen Leute zu setzen. Sie fühlte sich wie eine, die da nicht hingehörte; das Lachen, die Helle, die Sorglosigkeit, die Innigkeit des amerikanischen Lebens, das sie den ganzen Nachmittag lang mit einer größeren Spannkraft erfüllt hatte, stieß ihr auf einmal messerscharf ins Herz.

„Laßt mich, geht ihr allein. Laßt mich, laßt mich!“

Sie wollte nach Hause, in ihre Kammer, wollte allein sein ...

Da hörte sie, während sie mit den Tränen kämpfte, sich angesprochen, wie sie kein Amerikaner hier anreden konnte: „Küß d' Hand, Baronesse, küß d' Hand . . . ! Das ist aber ein glücklicher Zufall, daß man Sie in Chicago trifft. Wie klein und rund die Erde ist!“

Sie sah auf einen kurzgewachsenen Mann nieder, der in einem neuen Überzieher und in einem alten verquetschten Hut vor ihr stand; aufrichtige Freude schien über ein dunkles Gesicht, glättete zynische Falten in schlechträsierten Wangen. Ursula kannte ihn nicht. Er sprach Deutsch mit ungarischem Akzent.

„Erinnern Sie sich doch — die elser Husaren — Preßburg — der Herr Papa war Kommandeur. Sie kamen immer auf Ferien — und jetzt in dem Land hier — Nein, wenn das nicht — Was machen Sie überhaupt hier herinnen? Wollen Sie vielleicht da essen? Was Ihnen einfällt! Dieses unglückliche Volk hat doch keine Ahnung von Essen. Die reiten das Fleisch zu, statt es zu kochen oder zu braten und haben die Freiheit, Gulhas zu nennen, was bloß — —“ Er war im Eifer des Redens den zu- und ab-

strömenden Leuten in den Weg getreten und nun in der Gefahr, weggeschwemmt zu werden. Empört sah er um sich: „Und nicht für einen ungarischen Heller Manieren! Ich rat' Ihnen gut, Baronesse, essen Sie hier nicht, hier ist es mir zu verdächtig amerikanisch. Gehen Sie mit mir. Sie werden mir's danken. Mir scheint, Sie sind noch nicht lang' da in diesem Narrenturm?“

Luisa probierte hinter der Palme ihr neues Puder-döschen aus, Mary hatte ihre leidende Miene herausgezogen.

Ursula war in ein Fauteuil gesunken. Wie kam der Mann eigentlich dazu, war es nicht unerhört — Hochmütig sagte sie: „Ich kann mich ganz und gar nicht an Sie erinnern. Wie heißen Sie denn?“

„Ha!“ Leidenschaftlich stieß er die Silbe heraus. „Jetzt waren Sie wieder ganz Baronesse. Ganz verteufelt arrogant waren Sie immer gewesen. Schon mit fünfzehn Jahren!“ Dann riß er seine verknitterte Person zusammen und schlug die Haken aneinander. „Leutnant der Reserve Józef Szallantai; im Privatleben einfach: Joszi.“ Indem er so schnell als möglich wieder in seine saloppe Form auseinanderfiel, meinte er energisch: „So, und jetzt meine Damen, gehen wir!“

Ursula sah die sprühend lebendige Wirklichkeit um sich herum mit Einschluß Joszis nur durch einen Schleier, wie etwas Entrücktes, das einen in Wahrheit nichts angeht. Krieg, Preßburg, Papa, Revolution — Demokratie — ist das die Demokratie, daß sie nun mit dem Leutnant d. R. Joszi Szallantai, einem Herrn in einem verqueitschten Hut und schlechträsierten Wangen, Abendessen geht? Lächerlich — und schließlich so egal — so gleichgültig . . .

Luisa sah, daß die Zeit, die Führung in die Hand zu nehmen, für sie gekommen sei. Sie mischte sich energisch in das Gespräch, das zu nichts anderem zu führen schien, als daß sie hier schon eine Viertelstunde vor den winkenden Fleischstäbchen standen. Joszi versprach Musik und Tanz; das entschied. Mein Schutzengel läßt mich schon nicht verkommen, nicht einmal in Chicago, dachte sie jubelnd und ersticke Marys Proteste mit einem kräftigen Angriff: „Los!“

Die elektrische Bahn, auf der sie fuhren, verschlang endlose Straßenreihen. Unlitlose, breite Häuserzeilen, von Menschen und Befikeln angefüllt. An manchen Stellen ver-

dichtete sich die bequeme Helligkeit der Straße zum blenden-
den Kohlenlicht — der Fassade eines Kinotheaters. Joszi
sprach unaufhörlich. „Hier gibt's viel Deutsche und Ungarn
und Polen. Wir kommen langsam in eine vernünftige
Gegend.“

Er wollte sein Bestes tun; er brachte die drei Mädchen
zum Gesellschaftsabend des Deutschen Turnvereins „Vater
Jahn“.

Ursula hätte nachher nicht zu erzählen vermocht, wie
es dort war. Sie hatte einen Eindruck von sehr viel Rauch,
sehr viel Lärm, Speisengeruch, geschwungenen Bierkrügen mit
alkohollosem Bier, „O-Tannebaum“-Klängen und Girlanden
aus Papierblumen an den Wänden. Es war Deutschland,
das sich unterhält wie drüber in der Heimat; aber ein
Deutschland, das seinem Deutsch viel Englisch untermischt,
genau wie die Mädchen bloß halb noch hüftenvolle, zöpf-
schwere Gretchen waren und halb schon dianenhafte „Misses“.

Luise entzündigte sich für viele tanzlose Tage. Strahl-
end und erhitzt — denn hier tanzte man noch Walzer, als
hätte die Welt stillgestanden — fiel sie von einem Arm in
den andern. Wo die Arme herkamen, blieb der gähnenden
Mary ein Rätsel, obwohl sie schon soviel wußte: Wo Luise
war, gab es auch Männerarme. Ursula dämpfte ihre qual-
volle Unruhe etwas mit einem Schwinsrippchen und Sauerkraut und versuchte in dem Getüse von zwei Musikbanden
nicht an die schöne Stille eines geschickt bedienenden Tisches
zu denken, den sie sich für diesen ersten Ausgang nach Chicago
gewünscht hätte. Dann sah sie nicht ein, was für sie hier
noch zu tun sein sollte, es wäre denn kostbare Schlafenszeit
zu verschwenden. Sie erhob sich, legte Joszi ans Herz, so
gut als möglich dafür zu sorgen, daß die Mädchen nach Hause
kämen und ging.

Joszi hatte Galantsein zwar beim Militär gelernt, es
aber dann zusammen mit seinen Aufschlägen und der Dynastie
Habsburg-Lothringen als der neuen Zeit unwürdig zum
alten Eisen geworfen. Trotzdem grub der Gedanke, Ursula
allein um diese Stunde in dieser Gegend sich zurechtfinden zu
lassen, eine kleine Falte in seine Stirn, und er sagte:
„Fahren Sie lieber mit der Elektrischen und dann mit der
Hochbahn. Die Taxichauffeure sind hier noch größere Gauner
als in Budapest.“

Uneingedenkt dieser Warnung und Mrs. Hollenders grau-
samer Geschichten von Entführungen nahm Ursula ein Taxi,
denn sie war von den Eindrücken, die von außen und innen
ihre Seele zerhämmt hatten, so müde, daß ihr das Leben
nicht einen Schuß Pulver mehr wert schien. Erst im Wagen
fiel ihr ein, daß sie ja kaum zehn Dollar in der Tasche hatte.
Vielleicht war es gerade genug?

Sie wollte sich zurücklehnen und die Augen schließen, aber sie mußte sie immer wieder aufreissen, um in den Wechsel
von Licht und Schwärze zu schauen, den die Fahrt an das
Fenster malte. War es nicht häßlich gewesen, die Mädchen
so zu verlassen? Joszi war ja da — aber wer war Joszi?
Schließlich — Luise war erfahren und keck genug, um sich
selbst zu helfen, und Mary zu unscheinbar, als daß ihr etwas
geschehen sollte.

Es kostete nur vier Dollar. Wie frivol, dieses „nur“ zu
dachten, das fast einer Summe gleichkam, mit der ihre Mutter
eine Woche leben mußte.

Auf dem Rasenstück vor dem schlafenden Haus blieb sie
eine Weile stehen.

Das Auto beschrieb einen Bogen und pustete in das
Antlitz der Nacht, die ganz dunkel war und das fahle, kerzen-
schlanke Band der Straße hielt wie eine blassen Erinnerung
an Tag und Tun. Lautlos versickerte in ihr das Diminuendo
des leichten Scharrens, mit dem der Wagen zurück zur Stadt
fuhr.

Wie gut mußten die Arme der Nacht sein, wenn sie so
vermöchten, die Erde und ihre Qual in Schweigen und die
unsagbare Milde der Ruhe zu versenken. —

Und plötzlich wußte Ursula, woran sie die ganze Zeit
gedacht hatte, diese Lecken, mit Einsamkeit und Schmerz ge-
füllten Stunden: An Bertie Krüger!

Dieses Eingeständnis peitschte ihr das Blut in die
Wangen, so schämte sie sich seiner. Sie hatte Bertie aus
ihrem Leben gestrichen. Er hatte sich nicht entschließen kön-
nen, zu heiraten, weil auch sie über Nacht ganz arm geworden
war.

Aber deswegen hätte sie sich nicht von ihm gewandt;
das hätte sie ihm nicht verargen können in einer Zeit, die
wohl vielleicht weiß, was sie will, die aber in den Grenzen,

die das Gehirn der Menschen zu ziehen fähig ist, mit Schick-
salen Fußball spielt. Häte sie Bertie Krüger arm sehen
wollen, den Dichter und Ästheten, ihren Minnesänger, ihren
Bertrand de Born, dessen Beschäftigung neben der Wissen-
schaft um die schönen Frauen, dem Aufstöbern von Kunst-
werken aller Zeiten galt oder den Arrangements von kleinen
erlesenen Festen? Denn im Grunde war es nicht viel
anderes, was er getan hatte, bis zu jenem Tag, da er sich
den Dragonerhelm aufsetzte und im Trommelwirbel des
Augusts 1914 jenem Etwa entgegenzog, das Feind und Krieg
hieß.

Nachher war er eines Tages in die Armut hinein erwacht,
wie so unzählig viele andere. Jäh, aus dem weichen
Kissen seines Bettes, in dem Kaiser Max I. einst geschlafen,
als er auf Burg Höhendorf nächtigte, wurde er auf den
Steinboden harter Wirklichkeiten geworfen. Alle seine Aktien
waren Fezen Papiere und sein Haus schwer belastet.

Da er noch kaum zum Bewußtsein dessen gekommen war,
was nun werden sollte, traf er, der Vierzigjährige, Ursula
bei einem jener Tees, die das, was von gutem altwiener
Bürgertum übrig geblieben war, bei largen Sandwiches und
schönem Geschirr vereinte. Berties Genießergeist ent-
zündete sich an der Schönheit Ursulas, die noch irgendwie in
der Vorkriegszeit verankert schien, und dabei doch ganz lästig
neue, klare Jugend war; entzündete sich so sehr, daß er
nicht nur ihre gläubige und unberührte Seele, sondern auch
seine eigene Abgeschliffenheit in eine Leidenschaft hineinriß,
die ihn zum verliebt stammelnden Jüngling und sie zum
liebenden Weib machte. Während der folgenden Monate
war es, als ob er Ursulas innigen Mädchenglauben teile,
der dem Untergang einer Gesellschaftsordnung, der vom
Leben nichts übrig blieb, als eine erbittert-häßliche Jagd
nach Brot, selig entrückt zusah, als ob er seine blassen Nöte
mit einem Blick auf den geliebten Menschen besiegt; „nichts
kann uns etwas anhaben, wenn wir einander haben, weil
wir einander haben —“

Aber in der Dunkelheit des darauf folgenden Jahres, da
Ursulas Vater starb, schien ihr Bertrand zu entgleiten. Es
war ihm gewiß leicht, die aus den Augen gerissene Zeit, die
die Zeit selbst erst wieder einrenken mußte, vorzuschieben,
um den Heiratstermin in ungewisse Ferne zu rücken, und
deshalb die Verlobung geheimzuhalten, von der die anderen
ja doch, zumindest gerüchtweise, erfuhren. Ursula litt
namenlos darunter, aber es gab nichts, das sie ihm nicht zu-
siebe getan hätte. Sie hatte sogar, um ihn ganz zu erleichtern,
endgültige Trennung vorgeschlagen. Aber seine
Antwort darauf war ernst und glühend: „Er könne von ihr
nicht lassen“.

Trotzdem wurde er Ursula gegenüber mit der Zeit
schweigsam und launisch. Sie trug es ein Jahr, zwei
Jahre. Und es bedurfte unzähliger Stunden der Enttäu-
schung und Kränkung und jener Nadelstiche in den Worten
der Menschen, die diese niemals vergessen, wenn es gilt,
andere zu demütigen, um sie zu überzeugen, daß Bertrands
Gefühl der Treue des ihrigen nicht wert war.

Dies allein wäre Schmerz genug gewesen. Aber er sollte
nicht alles sein. Er ließ sie fallen, ohne ein sanftes Wort
der Verhöhnung, der Ausprache, der Erklärung. Er, den sie
im Glanz einer Liebe gekannt, die aus allen feinen Schön-
heiten, allen schimmernden Tiefen der menschlichen Seele ge-
wonnen schien, wurde würdelos und feig und wand sich aus
ihrem Leben wie ein Dieb — — das war wie ein tödlicher
Schlag.

Jetzt, hier auf dem Rasen vor dem schlafenden Bulwer-
haus, wurde sie sich plötzlich klar, daß sie trotz aller guten
Vorsätze, ihn zu vergessen, den ganzen jammervoll einsamen
Abend die Erinnerung an Bertie mit sich herumgetragen
hatte. Daß in Henricis Restaurant auch der Schmerz um ihn
mitgeschlucht hatte.

Bertie —

Sein weiches, blondes, etwas gelocktes Haar, das er
immer mit so großer Mühe glatt und gefügig machte, wie
liebte sie es — und seine Hände mit den langen, schmalen
Fingern, die so wunderbar das Cello meisterten. Wie er sie
immer dabei angesehen hatte, weil er doch alles für sie
spielte — — und wie, ach, wie sie sich wütend geschnitten hatte,
um ihn zu sein, wie sie sein Stubenmädchen beneidet hatte,
das dieselbe Luft mit ihm atmen durfte, stunden-, tagelang!
Bertie — Bertie — Bertie — Mein Gott, bloß den Namen
sagen zu dürfen — —

(Fortsetzung des Romans folgt.)

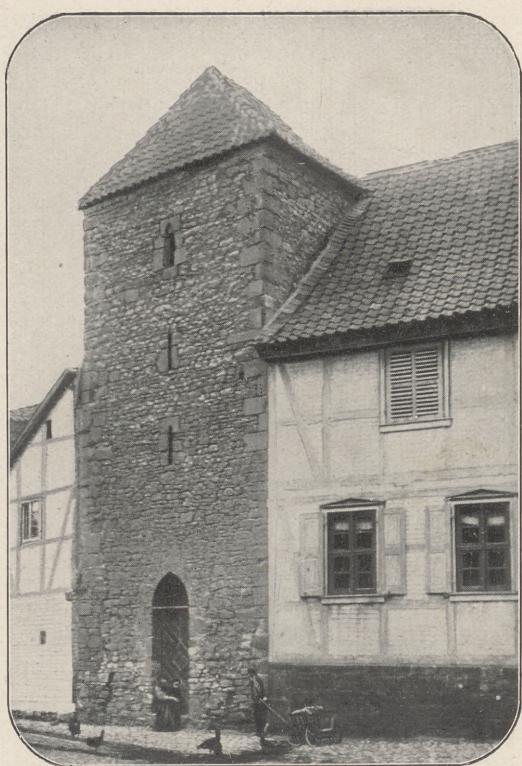
Die Ströbecker Bauern und ihr ritterliches Spiel.

Von Fritz Martin Rintelen. Mit 6 Aufnahmen der Photothek, Berlin.

Im Vorland des Harzes, ein paar Kilometer nordwestlich von Halberstadt, liegt mitten in grünen Fluren das alte Dorf Ströbeck. Es hat nicht viel mehr als 1200 Einwohner. Seine Gassen sind holprig gepflastert. Das Gras wächst zwischen den Buckelsteinen. Hühner laufen umher, Enten und Gänse. Am Marktplatz stehen ein paar besonders schöne Fachwerkhäuser. In allen Höfen liegt der notwendige Misthaufen. Die Berge grünen herüber. Im Winter pfeift ein eisiger Wind über Land, gegen dessen Rauheit sich manche Häuser durch schuppigen Schieferbelag der Außenwände und derbe Fensterläden zu schützen versuchen.

An einer der Gassen steht ein alter viereckiger Turm aus dicken Bruchsteinen. Breit und gedrungen steht er da und trägt eine niedrige Ziegeldachhaube, die nichts Aufstrebendes, sondern etwas Niederdrückendes an sich hat. Es ist das passende Dach für einen alten Haftturm. Seine Tür ist schmal und an Stelle von Fenstern sind nur drei sehr enge Lufträume zu finden. Jedes Kind in Ströbeck kennt die Sage, daß in grauen Zeiten der Wendenkönig Gundelin in diesem festen Turm gefangen saß und seinen gemütlichen Wächtern das damals in deutschen Landen noch unbekannte edle Schachspiel lehrte.

Die Ströbecker aber waren von diesem königlichen Spiel so begeistert, daß schon, als der nächste Winter kam und keine Feldarbeit zu tun war, in jedem Hause die Männer und die Frauen eifrig an den Schachbrettern saßen. Sie erwarben sich erstaunliche Fähigkeiten in dem schwierigen Kampf auf den 64 Feldern des Bretts und vererbteten Lust und Können auf alle Generationen ihrer Nachkommenhaft. Der Große Kurfürst spielte in Ströbeck mit dem Bürgermeister eine Partie Schach um die Steuern des Dorfes — und verlor. Bis auf diesen Tag lernen schon die Ströbecker Kinder in der Schule gleichzeitig mit dem Lesen und Schreiben das schwere Spiel. Die Schüler und Schülerrinnen der ersten Klasse haben nach dem Österreichen einen öffentlichen Wettkampf auszuführen. Daheim aber spielen Großvater und Enkelkind, Vater und Sohn, Mann und Frau. Schach spielen Nachbar und Nachbar, die Gäste beim Abendschoppen im „Gasthof zum Schachspiel“, die kleinen Gänsehüterinnen auf dem Anger, der Herr Lehrer und der Herr Gemeindevorstand. —



Aus allen deutschen Landen kommen Schachfreunde, um sich mit den Ströbeckern in ihrer Kunst zu messen.

Im Sommer hat das trauliche alte Dorf eine weitberühmte Sehenswürdigkeit: Dann findet auf dem Marktplatz ein Schachspiel mit lebenden Figuren statt. In ihren lustigen Trachten marschieren die zweimal 16 Figuren mit Gesang durch die Gassen, an jenem Turm vorüber, in dem Gundelin, der Wendenfürst und erste Schachspieler von Ströbeck, gefangen saß. Die

Bauern mit zippeligen Müzen, die gewandten Springer mit Pferdeköpfen; die schnellen Läufer mit runden Kappen; die schweren Türme, Eckpfeiler der Stellungen; die schönen, sehr gefährlichen Damen und die stolzen Könige mit goldenen Kronen. Auf das Pflaster des Marktplatzes ist ein großes Schachbrett gezeichnet. Die Figuren nehmen schnell ihre vorgeschriebenen Plätze ein. Die beiden Spieler besteigen zwei Stühle, um das Schlachtfeld gut übersehen zu können. Dann beginnt ihr Kampf, indem sich auf ihren Zuruf hin die Figuren in der verlangten Weise bewegen. Das geschieht in großem Ernst und mit vollem Verständnis für die weise Kunst, die frühere Jahrhunderte mit Recht nannten „das ritterlich künstlich Schachzabelspiel“ oder das „alte ritterliche edele Spil des Schachzabels“ oder ein „wichtiges hohes Golden- und Ritterlich Spil, was nichts Gemeines in sich hält“. Es hieß ferner das „sinnreiche und jederzeit hochberühmte“, das „wundersame“, das „unvergleichliche“, das „angenehme“,



das „notwendige“ Spiel. Das Mittelalter rechnete es unter die sieben ritterlichen Künste oder Tugenden, als welche das Reiten, Schwimmen, Schießen, Ringen, der Vogelfang, das Schachspiel und das Saitenspiel angesehen wurden.

Es gibt eine Menge schöner alter Sagen, die sich mit dem Schachspiel beschäftigen. Sie werden in Ströbeck von den Alten den Jungen erzählt wie anderswo die Märchen von Hänsel und Gretel, von der Frau Holle, vom Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel. Eine der schönsten ist die von dem weisen Ratgeber eines jungen, durch Schmeichler verleiteten Königs: Der kluge Mann benutzte das Schach zur überzeugenden Deutung des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk. Er zeigte seinem Herrn, wie der König ohne die Hilfe der Untertanen ohnmächtig sei, wie der geringste Mann des Volkes, der Bauer, den Thron retten und sich selbst zu hoher Würde empor schwingen könne. Als dem jungen König die guten Lehren seines Beraters zu Herzen gegangen waren, versprach er dankbar, ihm jeden Wunsch zu erfüllen. Der Weise aber, um den Fürsten noch einmal zur Einsicht und Vorsicht anzuregen, forderte die Weizenmenge, die sich am Ende ergeben müßte, wenn auf das erste der 64 Schachfelder ein Korn, auf das zweite 2 Körner, auf das dritte 4 Körner und in gleicher Fortsetzung auf jedes weitere Feld das Doppelte der vorigen Menge gelegt würde. Der Herrscher war ungnädig über die vermeintlich kleine Forderung,



mußte sich dann aber von seinem Schatzmeister sagen lassen, daß der Reichtum des ganzen Landes, ja der ganzen Welt nicht ausreichen würde, die genannte Bitte zu erfüllen. Tatsächlich würde die Summe der auf das vierundsechzigste Feld kommenden Körner die ungeheure Zahl von 9 223 372 036 854 775 808 erreichen; die Gesamtsumme aller auf die einzelnen Felder entfallenden Körner betrüge 18 446 744 073 709 551 615.

Die Ströbecker haben einige erwähnenswerte Abweichungen vom gewöhnlichen Schach. Dazu gehört, daß von beiden Parteien zunächst die beiden Turmbauern, gleichsam als Wachtposten, zwei Felder weit vorgezogen werden. Das gleiche geschieht mit dem Damenbauer; und die Königin, wie in Ströbeck die Dame heißt, geht ebenfalls um zwei Felder vor, stellt sich also unmittelbar hinter den Damenbauer. Weiterhin ist dann kein Doppelschritt der Bauern mehr gestattet. Die Rochade gibt es im Ströbeder Spiel nicht. Bauern werden auf der feindlichen Offizierreihe immer zur Königin, die jedoch ihre volle Wirksamkeit erst dann erhält, wenn sie nach drei sogenannten Freudensprüngen unversehrt auf die zweite Reihe ihrer eigenen Partei zurückgekommen ist.

In diesem Jahr hat das alte Schachdorf Ströbeck einen besonders sachverständigen Besuch gehabt, als anlässlich der Jubeltagung des Deutschen Schachbundes in Magdeburg die Teilnehmer eine fröhliche Fahrt dorthin unternahmen.



Walter Flex. Von Dr. Paul Ostwald.

Zu seinem zehnten Todestag am 16. Oktober.

Wenige Monate nach seinem dreißigsten Geburtstag, den er am 6. Juli hatte feiern können und der ihm durch die Überreichung des Eisernen Kreuzes erster Klasse noch besonders verschont worden war, traf Walter Flex auf der Insel Ösel die tödliche Kugel. Sie stammte von flüchtenden Russen, die sich nicht ergeben wollten, die aber dann doch nach kurzem Kampf überwunden waren und die Waffen streckten. So sollte Walter Flex, der seit Kriegsbeginn an der West- und Ostfront an vielen schweren Schlachten und Gefechten teilgenommen hatte, einer an sich zwecklosen Schießerei zum Opfer fallen, und der Gedanke, daß uns der Dichter vielleicht erhalten geblieben wäre, wenn an dem verhängnisvollen 15. Oktober die Russen wenige Augenblicke früher Vernunft angenommen und sich in das Unvermeidliche gefügt hätten, kann uns bitter stimmen gegen das Schicksal, das dem deutschen Volke auf diese Weise auch ihn nahm, nachdem es uns schon einen Hermann Löns und einen Gorch Fock entrissen hatte. Und doch werden wir eine solche Bitterkeit und einen solchen Mifmut aus unseren Herzen zu bannen haben, wenn wir Walter Flex nicht selbst unrecht tun wollen, denn für ihn war dieser Tod auf dem Schlachtfelde etwas Selbstverständliches, die Erfüllung einer sittlichen Forderung, die ihren festen Grund in seiner Hingabe an das Vaterland hatte. Der Tod hatte für ihn auch nichts Schreckliches, er bedeutete für ihn kein Ende, er hatte ihn, wie das so viele seiner Kriegsgedichte und vor allem seine Erzählung „Ein Traum vom Tode“ verraten, schon im Leben überwunden. „Der Mensch ist ein Knecht seiner fünf Sinne, Gott aber, der Herr der tausend Sinne, vermag, was wir lieben, durch Wandslungen zu führen, in denen wir's nicht hören, nicht sehen und nicht erstaunen können. Darum sprechen wir vom Tode. Aber es gibt keinen Tod. Das Leben raubt und schenkt unaufhörlich; es ist der Weihnachtsengel, der Gaben hinter verschlossenen Türen aufbaut, bis der Tag kommt, an dem sie unser werden. Begriffe der Mensch sein Leid, so müßte es eitel Vorfreude werden.“ Mit solchen Worten läßt er die Mutter im „Traum vom Tode“ ihren Traum erklären, und das war sein Glaube.

Walter Flex hat seine Dichteraufbahn nicht vollenden können, und doch sichert ihm das, was er uns geschenkt hat, für immer einen besonderen Platz im Herzen des deutschen Volkes. Ist er doch der Dichter und Sänger der deutschen Jugend, die in den Kriegsjahren voll von Begeisterung und Opferfreudigkeit hinausstürmte in die Schlachten, um dort ihr Leben für Ehre und Freiheit des deutschen Vaterlandes zu lassen. Obwohl er selbst schon mehr zu einem Manne herangereift war, als er in den Krieg zog, war er der Jugend innerlich doch immer nahe geblieben und verstand sie in ihrem Sturm und Drang wie selten jemand. Das war es auch, was ihn mit seinem Kriegsfreund Ernst Wurche, dem er im „Wanderer zwischen zwei Welten“ ein dauerndes Denkmal setzte, so stark verband, das war es, was ihn dazu befähigte, seinen „Wolf Eschenlohr“ zu schreiben, der leider ein Fragment bleiben sollte. Kein anderer hat es verstanden wie er, die Dichterbereitschaft und die jem Opferwillen der deutschen Jugend einen so beredten Ausdruck zu geben, und wie er mit diesen seinen Kriegsdichtungen die Herzen zu packen wußte, das zeigt allein die Tatsache, daß sein „Wanderer zwischen zwei Welten“ in kürzer Zeit in über 250 000 Exemplaren verbreitet war, daß so viele Eltern in einem Ernst Wurche ihren eigenen Sohn erkannten. Möglich war das aber nur, weil Flex trotz aller Verherrlichung des deutschen Idealismus, wie er sich ihm in der deutschen Jugend offenbarte, auch Realist genug blieb, um die Kehrseite dieses großen Erlebens, die Alltäglichkeit und das Gemeine, darüber nicht zu vergessen. Mit voller Absicht stellte er darum dem Wolf Eschenlohr, dem von jugendlicher Begeisterung glühenden Kriegsfreiwilligen, einen Moritz Hirshberg gegenüber, der in allem, „was einer tut“, nur den Egoismus sieht, der „die Masken des Egoismus unter den lieben Mitmenschen sammelt“. Er läßt uns hineinblicken in die seelischen Qualen der jungen Menschen, die sie littcn unter dem harten militärischen Drill und unter der Rücksichtslosigkeit so mancher „Schleifer“. Da waren viele, die sich den Krieg anders vorstellten hatten. Nach Sonne und Moos, nach der Wetterseite der Wälder, nach Sternen und Winden ins Abenteuer marschieren und reiten — danach hatte ihnen der Sinn gestanden. Wie satte Kinder, die sich aufs Essen freuen, weil sie

auf den Nachtisch lustern sind, hatten sie immer nur an Eiserne Kreuze und Siegeseinzüge gedacht und sich von Besen, Schrubbürste, Schmierseife und wunden Füßen nichts träumen lassen. Er hatte ja all dieses Unerfreuliche des Kasernenlebens an sich selbst erfahren, er wußte, welche seelische Kraft nötig war, um die fraglos oft unnötigen und sinnlosen, aber schließlich aus einem Soldatenleben nicht fortzudenkenden Härten und Rücksichtslosigkeiten zu überwinden. Gestehst er doch selber von sich in dem „Wanderer zwischen zwei Welten“, daß ihn im Warthelager der Verdröß ankam, und daß er diesen erst überwand, als ihm Ernst Wurche die Goethischen Verse zitierte:

„Wandrer, gegen solche Not wolltest du dich sträuben?

Wirbelwind und trocknen Kot laß ihn drehn und stäuben!“
Aller Idealismus, alle Kriegsbegeisterung, die er in sich selber trug, machten ihn nicht blind gegen die schwere Belastung des ungelösten sozialen Problems, mit der das deutsche Volk in den Weltkrieg zog.

So ist Walter Flex als Dichter der deutschen opferbereiten Jugend auf dem Boden der Wirklichkeit und der Wahrheit geblieben, gerade darum ist aber auch sein Zeugnis vom deutschen Idealismus und seinen Trägern aus den Jahren des Weltkrieges um so wirkungsvoller und erhebender, gerade darum hat sein Denkmal, das er in seinen Kriegsgedichten und Kriegserzählungen unseren Gefallenen setzte, einen so besonderen Wert für die Überlebenden und Nachgeborenen erhalten. Er wollte, daß uns die im Weltkriege Gefallenen Führer sein sollten zu einer neuen großen Zukunft, er wollte, „daß sie allnächtlich in den stillen Arbeitsstunden der Seele an die Türen unserer Herzen pochen und das Brot des Lebens davor niederlegen“. Weit mehr als Flex es ahnen konnte, haben wir heute nötig, was er von den Gefallenen wünschte und was er so für diese und damit auch für uns tat, werden wir daher nur mit einer um so größeren Dankbarkeit zu empfinden haben.

Doch diese Mahnrufe der Toten an die Lebenden, so sehr sie auch den Höhepunkt im dichterischen Schaffen von Walter Flex darstellen, sind nur ein Teil dessen, was er uns schenkte, und sie können nur recht erfaßt werden, wenn wir uns überhaupt darüber klar sind, in welchem Sinne er seine dichterische Sendung verstanden wissen wollte. Denn nicht erst das gewaltige Erleben des Weltkrieges hatte ihn zum Dichter werden lassen, sondern es steigerte in ihm nur die dichterische Kraft, und es mußte sie steigern, weil er seine dichterische Aufgabe schon immer darin gefühlt hatte, „von der Ewigkeit des deutschen Volkes und von der weiterlösenden Sendung des Deutschtums zu schreiben“. Er wurzelte fest in altpreußischer Staatsgesinnung, die die Hingabe des einzelnen an den Staat bis zum letzten fordert, und in der nationalen Idee, die ihm niemals Egoismus, sondern eine unbedingte sittliche Forderung war. „Eine klare Grenze des Denkens habe ich immer festgehalten“, so bekannte er noch wenige Monate vor seinem Tode, „ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Vorliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder frei macht und auf seine nächste Form zurückzraubt.“ Aus solchen Ideen heraus, daß Staat und Volk für einen jeden über alles zu stehen haben, schrieb er seine Dramen, schuf er vor allem die wundervolle Gestalt eines Claus Bismarck, der sich los löst von Familie, Sippe, Gesellschaft und Tradition, um sein Leben der Mark zu widmen. Von einem solchen Standpunkt aus konnte er aber auch nicht wankend werden in dem Weltkrieg, in dem so viele Völker und Nationen für ihr Recht stritten, und all den von unklaren Ideen des Pazifismus und Internationalismus angelockten schwachen Seelen hielt er in seinem „Wolf Eschenlohr“ eine gründliche Lektion, wenn er dort seinen Helden sagen läßt: „Alle Völker der Welt streiten in dieser Schicksalsstunde um Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld. Da genügt es nicht, mit Bajonetten und Wörtern mitzustreiten. Man soll über das Recht seines Volkes im Daseinskampf nicht nachgrübeln, jeder einzelne muß durch unablässige Arbeit an sich selbst, durch Mehrung seiner eigenen geistigen und sittlichen Habe das Recht seines Volkes ans Dasein zum stärksten Recht auf Erden machen helfen.“

Weil Flex nun „nicht das Glück des Menschen als letztes

Ziel, sondern seine Vollendung als leiblich sittliches Wesen“ sah, so kam er auch zu einer besonderen Auffassung des Tragischen, über die er sich in seinem Vorwort zu seinem „Lothar“ ausführlicher ausgesprochen hat. An Hebbel hatte er gelernt, „daß die poetische Gestaltung eines singulären Falles nicht das höchste Erfassen der Kunst bedeutet, wenn man ihn nicht in Beziehung zum Universum setzt“. Doch für ihn lag das Tragische nicht, wie es bei Hebbel der Fall ist, ausschließlich in dem feindlichen Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, sondern darin, daß die Bande zerreißen, die zwischen Individuum und Gesellschaft bestehen. Denn „die Gesellschaft ist alles für das Individuum“, und „wer über die Grenzen der eigenen irdischen Endlichkeit hinauswirken will — und wer wollte das nicht — muß aufhören, im eigenen Subjekt zugleich das eigene Objekt seines Handelns zu sehen.“ Nur die Gesellschaft gibt dem einzelnen die Möglichkeit zur Über-

windung des Egoismus und Entfaltung des Altruismus und so wird sie sein Ziel. Losgelöst von der Gesellschaft, muß der einzelne verkümmern.

„Dies Ideal der Selbstvollendung durch Selbstverleugnung, die Überwindung des persönlichen Egoismus ist der Zentralpunkt in Walter Flex' Werk und Lebensanschauung,“ so urteilt richtig sein Bruder im Vorwort der von ihm herausgegebenen „Gesammelten Werke“ des Dichters. Diese Weltanschauung hat Walter Flex nicht nur durch seinen Tod auf dem Schlachtfelde, sondern vor allem durch sein Leben und sein Handeln bestiegt. Das ist eben das Wunderbare an Walter Flex, daß sich bei ihm Persönlichkeit und Dichter nicht trennen lassen. Es war bei ihm keine leere, schöne Phrase, wenn er von sich bei Ausbruch des Weltkrieges sagte: „Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich war. Ich bin ein Glied der heil'gen Schar, die sich dir opfert, Vaterland!“

Wie deutsche Maler ein Flugzeug bauten (1881). Von John Fuhlberg-Horst.

Von den Türmen der Stadt Florenz schlug es die zwölften Stunde. Die Sommernacht war dunkel, Wolken verbargen Mond und Sterne. Knarrend und quietschend rumpelten Ochsenkarren über das holperige Pflaster und knirschten dann auf trockenstarrer Landstraße weiter. Spärliche Laternen beleuchteten den nächtlichen Zug: die unverdrossen vorwärtschreitenden Huftiere, die wunderliche Ladung und die wunderliche Begleitmannschaft. Leinwandpacken, Bambustäbe, große sowie kleine Bretter,

Tauwerk, Draht und Nägel waren auf die Wagen geladen, dazu mancherlei Handwerkzeug, wie Sägen und Zangen, Feile und Hämmer. Ein vielköpfiger Trupp wanderte nebenher, voller Erwartung ob des Kommandos und begierig, am Ziele, dem weit draußen gelegenen Campo Caldo, dem Heißen Felde, das Werk zu vollbringen. Allen voran aber schritt der geistige Vater dieser Veranstaltung, Arnold Böcklin, an dessen hundersten Geburtstag heute die Welt denkt.

Noch wenige Dutzende von Stunden nur, und des Meisters Traum, zu fliegen, wie einst Dädalus flog, würde erfüllt werden. Er wollte einmal „loskommen von dieser langweiligen Erde“. So hatte er vor nicht langer Zeit in einem Briefe geschrieben. Wie Störche fliegen und Möwen, ohne Flügelschlag dahinzuschweben, das sollte ihm nach langjähriger Beobachtung des Fluges dieser Tiere möglich werden. Was brauchte es mehr als geeignete Tragflächen, die der Wind heben und durch die Lüfte gleiten lassen würde? Und mußte nicht auch die Windeskraft vollauf genügen, das Flugzeug im Gleichgewicht zu halten, wenn der Flieger nur genau in der Mitte stand und die Lenkung sicher in Händen hatte? „Geht mir doch mit einem Motor, was brauche ich denn!“ pflegte der Meister zu sagen, wenn ihm jemand mit der Notwendigkeit einer Kraftmaschine kam. „Hilft dem schwebenden Storch ein Motor? Nein!“ —

Der nächtliche Zug ging durch ein Tal. Huschende Flämmchen sprangen zu beiden Seiten des Sandweges durchs Dunkel: Irrlichter tanzten dort über gründlosem Moor. Hans v. Marées schauderte es, aber Peter Bruckmann lachte und klopfte mit zwei Fingern auf die Papierrolle, die den Plan des Flugzeuges barg. Weiterhin summten ein paar Maler zwischen geschlossenen Lippen die Melodie vom „Wenn ich ein Böglein wär‘ . . .“ Und woran Frau Böcklin denken mochte, die schon so vieles mit ihrem Manne gemeinsam getragen von jenen Zeiten her, da er sich entfässt und verbittert, als Soldat hatte anwerben lassen, bis heute, wo sein Volk jedes neue Werk des Meisters mit Erwartung und Dank entgegennahm — woran Frau Böcklin denken und worüber sie vielleicht lächeln mochte, sie allein wußte es.

Als die Sonne aufging und die langen Schatten des Zuges voranweisen ließ in die Marschrichtung, ging es

hügelan, hinauf auf den Campo Caldo. Man machte halt. Vergessen war alle Müdigkeit, denn der Zusammenbau des Flugzeuges sollte beginnen.

Toskanas Sonne wurde heiß und heißer, Ströme des Schweizes rannen den emsig Arbeitenden über die staubigen Gesichter. Diese Männer, deren Hände wohl Bleistift und Kreide, Pinsel und Radiernadel zu führen wußten, verstanden sich wenig auf die Tüfen, mit denen glatte Bambus-

stangen sich gegen die Bearbeitung wehrten. Böcklin fieberte, das Flugzeug fertig zu sehen. Aber die einzelnen Teile wollten nicht zueinander passen. Hier fehlte ein Stück Leinen, dort war der Bambus nicht lang genug; hier spaltete ein Hilfsbrett, als einer der Mitarbeitenden einen Nagel einschlug, dort zerbrach ein Verspannungsstab vom Drucke

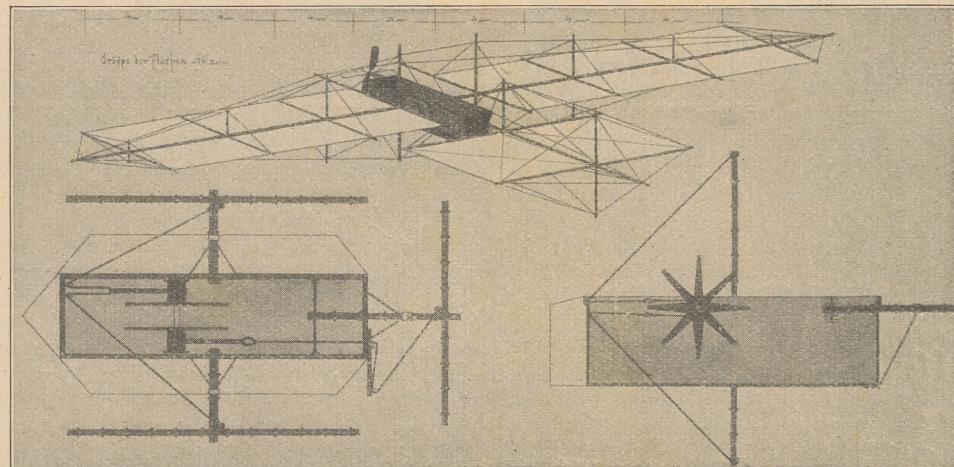
des stramm umwickelten Bindedrahtes. Mit tausend kleinen Erlebnissen, die der ungewohnten Betätigung entsprangen und der flimmernden Hitze zum Trotz häufig Lachsalven über den schattenlosen Campo ertönen ließen, wurde die Arbeit zu Ende gebracht. Zwar sah der fertige Dreidecker recht untechnisch aus, denn er war grotesk zusammengebaut, aber mit echter Befriedigung beschauten die Maler ihr Werk. Nun ein wenig Wind, und der Abflug konnte beginnen.

Es wurde Spätnachmittag, es wurde Abend: der Wind blieb aus. Da gingen sie unten am Fuße des Hügels in einem Bauerngehöft schlafen. Ein neuer Tag kam, auch er blieb windstill. War die Natur neidisch? Und wieder wurde es Morgen. Da hatte sich der Himmel dick verhangen mit unheildräuenden Wolken. „Heute oder nie!“ sagte Böcklin und wanderte mit den Freunden den Hügel hinauf. Durch seine Sinne hämmerte es: „Frei sein von dieser langweiligen Erde . . .“

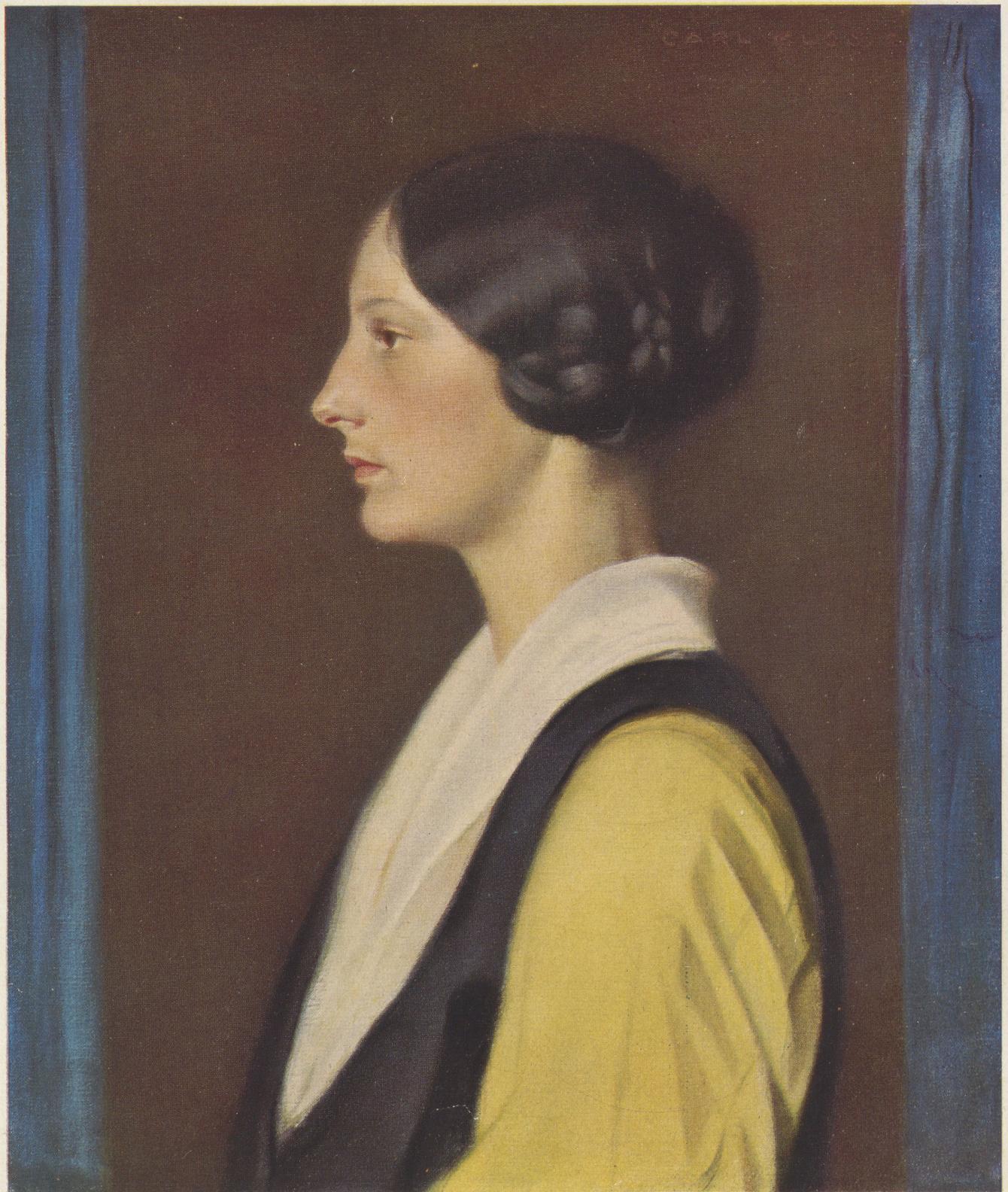
Ein ungeheurer Blitz zerriss die schwarzblaue Wolkenwand, mit furchtbarem Donnerschlag war das Unwetter erwacht. Hagelschlägen prasselten nieder, zerschlugen die Zeltleinwand, unter die die Männer sich geflüchtet hatten. Hals über Kopf raste der älteste Sohn des Meisters talwärts, um dem zu plötzlichem Leben erwachten Flugzeuge zu entfliehen, das vom Sturme emporgehoben, sich mit seiner ganzen Last auf ihn zu stürzen drohte.

Raum 15 Minuten, da erschien die Sonne wieder. Aber zerfetzt und zerbrochen, verschmiert und fast unkenntlich lagen die traurigen Überbleibsel monatelanger Vorbereitungen in schmelzendem Eis und braungelbem Rinnsal, das vom Hügel herniederrann. Und wieder verlangte die Frage nach Beantwortung: War die Natur neidisch? —

Noch viermal glaubte der Meister aus den obwaltenden Umständen ebenso fragen und ebenso mit „Ja!“ antworten zu müssen. Das war zuerst ein Jahr später, als auf dem gleichen Campo Caldo ein neues, aber nur zwei Tragflächen



Konstruktionszeichnung für ein Flugzeug von Arnold Böcklin. Aufnahme Bruckmann, München.



Beatrice. Gemälde von Prof. Carl Bloch
Aus Brallis Kunsthaus, München

besitzendes Flugzeug zur Absfahrt bereitstand. Arnold Böcklin war schon in der Gondel, hatte die Kurbeln gepackt und wartete nur, daß der Wind stärker werden möge. Seine Begleiter hielten die Fesseln stricke.

Langsam frischte der Wind auf. Um noch rasch einen Trunk zu sich zu nehmen, trat Böcklin wieder auf den festen Boden. Da packte ein kräftiger Windstoß die Flugmaschine und hob sie seitlich an. Ein zweiter riß sie vollends halb vom Boden weg. Knackend brachen auf der anderen Seite alle Stangen zusammen: wieder ein Mißschlag!

Später, in Berlin, baute der Meister drei weitere Flugzeuge, die gleichermaßen vor der Erprobung zerstörten. — Lohnende Begeisterung allein, die sich bedingungslos ausliefert, vermag nie und nimmer technische Werke zu schaffen. Sie muß gepaart sein mit folgerichtiger Verknüpfung der den Bau der Welt zusammenhaltenden Gesetze. Arnold Böcklin hatte den Willen zum Sieg. Mehr aber nicht! Und darum war es kein Neid der Naturmächte, sondern schützendes Wohlwollen dem Genius des großen Malers, das ihn vor dem wenig rühmlichen Ende eines Flugdilettanten bewahrte.

Besuch. Von Alfred Semerau.

„Es geht nicht anders, Edith,“ sagte Frank und wiederholte zur Beruhigung seiner Frau, was er schon mehrmals erklärt hatte. Es war unangenehm, daß das Mädchen gestern zur Hochzeit seiner Schwester gefahren war und erst morgen zurückkam, und es war betrüblich, daß sich Tante Nellis Bedürfnis verschlechtert hatte und sie nun zu ihr fahren müssten, wie sie gewünscht und verlangen konnte, da sie ihnen immer hilfreich zur Seite gestanden. Aber schließlich dauerte die Fahrt doch nur vier Stunden hin und zurück. Um sechs waren sie wieder hier. Solange konnte man den Jungen doch allein lassen. Überdies war der Hund da und man hatte seit Jahren hier nichts von Diebstahl, Einbruch oder gar Schlimmerem gehört. Dann wurde Otto auch bald Sechs und konnte jetzt seine Gescheitheit und Selbstständigkeit beweisen, die Edith immer an ihm rühmte. Ihn mitzuschleppen, nachdem er sich eben von einer starken Erkältung erholt, wäre nur eine Plage für den Jungen und ein Hindernis für sie. „Also komm, Edith, wir haben nicht mehr Zeit.“

Otto erhielt zum letztenmal Mahnungen und Warnungen, versprach alles zu tun, wurde von Edith im voraus belobt und zum Abschied unter Tränen gefüßt. Er blickte und winkte den Eltern nach, die ihm bald unter den Tannen des Waldstreifens entchwanden, hinter dem weit verstreut die Häuser des Dorfes lagen. Er war noch nie allein gewesen und erst allmählich wurde ihm klar, was das bedeutete. Er konnte alles tun, was ihm nicht verboten war, und tat er's doch, sah und berief ihn niemand. Er konnte das Pendel der Standuhr anhalten, das Licht anknippen, auf dem Klavier hämmern, vom Wandbrett die wassergefüllte Glaskugel nehmen, die, geschüttelt, einen Flockenregen auf ein Haus mit Bäumen, einen Mann und einen Hund niedergehen ließ, der braun wie Mollie war.

Er warf einen Blick auf den Tisch, den Mama mit allerlei schönen Sachen für ihn bestellt hatte, aß ein Stück Kuchen, nahm einen Apfel, bepackte seinen Leiterwagen und ratterte, von Mollie gefolgt, über die Dielen. Er nahm Helm und Säbel und kommandierte seine Bleisoldaten. Er blätterte ein Bilderbuch durch. Er ließ Mollie „Schön machen“ und jagte sich mit ihm. Er hob den Klavierdeckel, tippte mit dem Finger auf die Tasten und paukte dann mit beiden Händen, wobei Mollie gestreckten Halses tiefe Klage laute ausstieß. Einen Augenblick flamme das elektrische Licht im Nachmittagssonne schein auf. Ottos Hand schob sich gegen das Uhrpendel, das Ticken verstummte und in die Stille klang nur Vogelgezwitscher vom Garten. Otto sah begehrlich zur Glaskugel auf. Wie wollte er sie schützen und ewigen Winter machen, wenn er sie in den Händen hätte! Er kletterte auf einen Stuhl, reckte die Hand, vergebens. Sie stand zu hoch.

Er ging von Fenster zu Fenster. Hinten Stoppefelder und Wald. Vorn, wo er den Eltern nachgesehen, gemähte Wiesen, weit weg bunte Dächer und eine Tan-

nenmauer. Er wollte schon vom Fenster fort, da trat aus dem Waldstreifen ein Mann, der nach sorglichem Umblick auf das Haus zukam. Otto sah ihm neugierig entgegen. Mollie, neben ihm auf dem Fenster, blaffte, als der Mann am Gartenzaun stand, die schäbige Krempe zog und etwas rief. Umsomst mahnte Otto den Hund zur Ruhe. Der Mann klinkte an der Tür, hob, als er sie verschlossen fand, den Fuß auf das Querholz, war im Nu im Garten und stand, ehe Otto noch wußte, wie schnell alles zuging, mit bittendem Lächeln, den Hut in der Hand, am Fenster. Mollie stieß mit wütendem Kläffen die Nase gegen das Glas.

Der Mann, breit, unterseitzt, mit braunem rissigen Gesicht, zwei Narben an Stirn und Backe, dichtem schwarzen Haar und hellen Augen, klopfte sich auf den grauen Kittel und sagte etwas, das im Kläffen des Hundes verloren ging. Otto zog Mollie, der sich gegen das Holz stemmte, vom Fensterrahmen ins Schlafzimmer, schloß hinter ihm die Tür und hörte nun den Mann deutlich sagen: „Ich habe Hunger, junger Herr, Hunger!“ Otto holte vom Tisch ein Brot und öffnete das Fenster: „Hier!“

„Danke, junger Herr!“ Das Brot verschwand schnell hinter den starken gelben Zähnen. „Ich hab' den ganzen Tag nichts gegessen, bin immer gelaufen.“

„Wollen Sie noch mehr?“ fragte Otto mit leidenschaftlichem Interesse. Der Mann aß ein zweites, drittes Brot und ein paar Äpfel. Dann erzählte er. Er war immer unterwegs, schlief im Wald, in Heuschobern, Strohmieten im Sommer. Im Winter war's schlimmer. Aber schön war das Wandern, wenn man nur immer zu essen hatte. Er kannte alle Tiere, Specht, Eichhörnchen, Tannenmeise, Goldammer, Hasen und Reh. Er zwitscherte, pfiff, flötete, hämmerte, kollerte, quälte wie das Waldgetier. Otto hörte ihm mit glänzenden Augen zu und lachte über die komischen Töne. Der junge Herr war allein zu Hause? Dann konnte er ja bei ihm niederlassen. Er hatte einen weiten Weg hinter sich. Otto bewunderte, wie rasch der Mann durchs Fenster kletterte. Mollie tanzte wild gegen die Tür und kläffte sich heißer. Der Mann murkte etwas von dummem Köter, öffnete die Tür und zog, ehe noch Mollie seine Hosen fangen konnte, den Hund am Hals empor und schüttelte ihn erbärmlich: „Augenblicklich still!“ Mollis Mut war erschöpft, und mit leisem, lebtem Kläffen verschwand er unter dem Sofa. Der Mann streckte sich behaglich im Stuhl und fragte Otto aus. So, zur kranken Tante Nelli waren die Eltern und kamen erst um sechs zurück. Da konnten sie ja noch lange beisammen bleiben.

Der Mann gespielte Otto und er schwätzte lustig, erzählte von den Eltern, von sich, zeigte ihm ihre Bilder an der Wand, seine Spielsachen und Bilderbücher. Der Mann, der sich auf Ottos Frage kurz Franz nannte, nahm auch die Glaskugel herab und Otto ließ entzückt tolle Schneestürme nieder-

tanzen.



Der Mann. Gemälde aus der Reihe „Die Lebensalter“ von Prof. Erich Erler. Breslau, Villa Neißer.

spielen? Der Mann zuckte die Achseln, öffnete den Deckel, tappte mit ungelenken Fingern in die Täste und sammelte langsam die Töne zu einem Lied zusammen. Dabei murmelte er halb singend mit dunkler Stimme: „Lang', lang' ist's her . . .“ Er senkte den Kopf und suchte ein anderes Lied zusammen, das lustiger klang und das er wieder halblaut begleitete: „Wir sind hier versammelt zu loblichem Tun, drum, Brüderchen, ergo bibamus!“ Plötzlich erhob er sich und klapperte den Deckel hart zu. „Vorbei, junger Herr, vorbei.“ Lange stand er vor Papas Bücherschrank, griff da und dort einen Band heraus und las. „Ich hatte auch mal viele Bücher und ein Klavier und hübsche Stuben, junger Herr.“

„Warum jetzt nicht mehr?“ fragte Otto erstaunt.

Ein finsternes Lächeln flog über das Gesicht des Mannes: „Verpielt . . . verpielt . . .“ Neben dem Bücherschrank hingen Papas gekreuzte Schläger und darüber seine Studentenmütze. Die Narben des Mannes färbten sich dunkel: „Die Arminenmütze . . . Jena . . .“ Fast zärtlich und mit einem tiefen Atemzug strich er über Korb und Stahl der Schläger. Er nahm vom Schreibtisch ein Blatt Papier, schrieb etwas darauf und spießte es auf einen Schläger: „Für den Papa!“

Dann muszte Otto seine Milch trinken und seinen Kuchen essen. Mollis Kam hervor, bekam auch ein paar Brocken und ließ sich jetzt ohne Murren von Franz streicheln, in dem er keinen Feind mehr sah. Franz zog sorgsam aus dem Kittel eine Zigarette, klebte das gerissene Deckblatt zusammen, zündete sie an und trieb zu Ottos Ergötzen Rauchringe hervor, die langsam zergingen. Dann türmte er ihm aus seinen Bausteinen eine Festung mit Wall und Bastion auf und schmetterte auf der Trompete, während Otto seine Soldaten anstürmen ließ und mit der Kanone alles niederschoß. Nun wollte Otto reiten. Der Papa gab sich nur selten als Ross her und die Mama sah solche Ritte nicht gern, weil dabei die Möbel aneinanderknarrten und Mollis nicht zu bändigen war. Franz kniete willig nieder, Otto hockte auf und trieb ihn durch die Stuben. Mollis schoß freudig bellend vor und

zurück. Immer toller wurde der Ritt, bis Ross und Reiter matt und lachend auf dem Teppich umsanken und Mollis mit hastig bewegten Flanken, die Zunge niederhängend, jappend stand. Als sie wieder saßen, musste Franz noch einmal den Specht hämmern, die Meise rufen und den Hasen quälen lassen. Jetzt schlug die Uhr. Franz sprang auf. Sechs! Die Stunden waren gelaufen. „Ich muß fort. Du schenkst mir noch ein Stück Brot auf den Weg?“

Otto nickte hastig und Franz schnitt sich in der Küche vom Brot ein tüchtiges Stück und tat ein Ende Wurst dazu. Dann trank er ein Glas Wasser. „Bleib gesund, mein lieber Otto, leb' wohl!“

Schon war er aus dem Fenster, stand drüben am Zaun und eilte dem Wald zu. Hier blieb er noch einmal stehen und winkte zurück, dann verschwand er unter den Tannen, hinter denen die Sonne niederging. Otto blieb noch eine Weile am Fenster, dann sammelte er seine Spielsachen zusammen, nachdenklich und immer mit seinen Gedanken bei Franz. Er hatte noch nicht alles wieder an seinem Platz, da waren Papa und Mama schon da. Tante Nelli ging es besser und sie freuten sich, den Jungen wohlauf mit roten Backen und glänzenden Augen zu sehen. Edith hob die Nase. „Wonach riecht es denn hier?“ Frank schnupperte auch. Es roch nach Zigarrenrauch. Ein Fenster stand auch auf. Otto wurde feuerrot. Dann stotterte er etwas heraus von Franz und es stieg ihm wie verhaltener Schlucken im Hals hoch. „Keine Angst, Junge, erzähl' mal hübsch alles!“ sagte Frank, und nun beichtete Otto, auf Ediths Schoß, Mollis, der ihm vom Boden den Hals entgegenstreckte, anblinzelnd. Edith schüttelte, blaß vor Schreck, den Kopf und drückte den Jungen an sich. Frank ging rasch durch die Stuben. „Der Mensch hat nichts angerührt. Der Junge erzählt uns kein Märchen.“ Otto glitt von Mamas Schoß. „Da hat Franz etwas angeleckt.“ Er zeigte auf das Rapier neben dem Bücherschrank. Frank streifte das Papier hastig ab. Er sah den Zirkel der Arminen auf dem Blatt und daneben stand: „Zu flüchtigem Besuch ein alter Kommilitone.“

Rio de Janeiro. Von Dr. Walther Eckermann.

Von Hamburg aus, etwa auf einem Schiff der Hamburg-Süd, die mit ihren Motorschiffen „Monte Sarmiento“ und „Monte Oliva“ Studienfahrten über Spanien nach Brasilien eingerichtet hat, erreicht man Rio de Janeiro in 20tägiger Reise.

An den östlichen Ausläufern der bis Santos sich erstreckenden Serra do Mar, einem steil ins Meer fallenden Gebirgszug

vorbei, zwischen einzelnen Felseninseln hindurch, vorbei an dem berühmten „Zuckerhut“, einem schroffen Felskegel aus harten Gesteinen, fährt unser Schiff durch eine Lücke des Gebirgszuges hinein in die märchenhafte Bai von Rio. Zu einer seltenen Symphonie der Farben und Formen haben sich vereinigt Wasser und Land, Höhen im Schmucke üppiger Tropenvegetation, kahle Fels-

wände und ebene Strandflächen, dichtbebaut mit kleinen, zierlichen Häusern, die entzückend sich einfügen in die Üppigkeit und Pracht tropischen Pflanzenwuchses. Häuser, Pflanzen, Berge und Wasser schließen sich zu einem eigenartigen und einzigartigen Bild. Das Auge des Europäers wird vielleicht Gebäude von monumental er Wirkung vermissen, solche Bauten sind selten, aber ist das ein Mangel? Monumental wirkt entschieden der riesenhafte Monroepalast.

Rio hat, ähnlich wie S. Paulo, das rasch aufblühende, die alte Hauptstadt Bahia verdrängt, es ist heute einer der ersten Handelsplätze Brasiliens, ja der Welt! Eine nach vielen Hunderttausenden jährende Großstadt mit gewaltigem Straßenverkehr, Sitz der Bundesregierung, des Obersten Gerichts und geistiger Mittelpunkt der ver-



Rio de Janeiro: Canal de mangue.



Blick auf Rio de Janeiro.

einigten Staaten von Brasilien. Obgleich zwischen recht hohen Bergen gelegen, ist die eigentliche Stadt doch eben, weil man sie auf den weiten Strandterrassen angelegt hat. Bis hoch in die Berge erstrecken sich nur die Landhäuser der großen Kaufherren.

— Man hat Rio oft die schönste Stadt der Erde genannt, und in der Tat ist die Stadt zauberhaft schön. Ein Blick vom Massiv des Corcovado auf die Stadt und Bai bei Sonnenuntergang, wenn ein strahlender Lichterkranz wie eine Schnur weißer Perlen rings um die Bucht von Botafago aufflammt, scheint in eine Welt von Tausendund-einer Nacht zu führen. —

Beachtlich hat sich in den letzten Jahren die Industrie entwickelt, obwohl Rio in erster Linie Handelsplatz ist und wohl auch bleiben wird. Zur Ausfuhr gelangen alle Schäze Brasiliens, aus den unendlichen Urwäldern Holz, aus den landwirtschaftlichen Großbetrieben Kakao und Kaffee, von letzterem der größte Teil nach Nordamerika. Weitere wichtige Ausfuhrartikel sind Kautschuk, Zucker,

Zuckerbranntwein, Tabak, Bieh, Häute, Holzkohlen. Dieser riesigen Ausfuhr steht eine nicht unbeträchtliche Einfuhr von Wollwaren, Papier, Wein, Bier, Reis, Steinkohlen und allerlei Luxus- und Galanteriewaren gegenüber. Der ungeheure Schiffsverkehr wurde vor dem Kriege fast ausschließlich von englischen und deutschen Schiffen geleitet. Heute nimmt die deutsche Flagge nach den Jahren der Verdrängung schon wieder eine beachtliche Stelle ein.

Rio gliedert sich seinem Grundriss nach deutlich in eine Alt- und eine Neustadt und die Vororte. Dies hat seinen Grund darin, daß der Portugiese (und Brasilien ist ja ungeteiltes Erbe portugiesischer Herrschaft, wenn auch seine Bevölkerung ein buntes Gemisch von Rassen und Völkern ist) bei der Anlage von Ortschaften nach dem Muster seiner Heimat enge Straßen anlegte, die mit Sonnensegeln überspannt werden konnten. In den heißfeuchten Gegenden baute man Verandenhäuser, wodurch dann die engen Straßen nicht mehr möglich waren. So ergibt sich für Rio



Die an der Avenida Niemeyer gelegene Gavea in Rio de Janeiro, eine der schönsten Promenaden der Welt.

ein älterer, enggebauter Kern, die eigentliche Geschäftsstadt, umgeben in weitem Gürtel von der modernen, offen angelegten Wohnstadt. In der Altstadt liegen Börse, Zollhaus, die riesigen Docks, Museen, nationale Kunstakademie, Universität, Ministerien, fast alle Theater usw. Die Neustadt beherbergt vor allem die Münze, das Gefängnis und den Hauptbahnhof. Letzter ist von erheblicher Wichtigkeit. Denn während im allgemeinen das Eisenbahnnetz Brasiliens erst wenig ausgebaut ist, zieht es sich in Rio ziemlich dicht zusammen, obwohl die Linien im allgemeinen erst sog. „Stichbahnen“ sind.

Prachtvolle Spazierwege und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung lassen sich teils zu Fuß, teils mit der elektrischen Bahn oder kleinen Dampfern unternehmen. Entzückend gelegen oberhalb der Stadt ist das große „Hotel International“, das besonders von deutschen



Die Orcodoxapalmenallee im Botanischen Garten zu Rio de Janeiro.

Reisenden aufgesucht wird. Aber schon in der Stadt selbst bieten sich wunderbare Vegetationsbilder. Berühmt ist der Botanische Garten, unbeschreiblich schön in der Pracht seiner Pflanzengruppen und mit einer einzigartigen Allee von riesenhaften Orcodoxapalmen. Wissenschaftlichen Anforderungen genügt er allerdings in keiner Weise.

Auf den Pico Corcovado wie auch auf den Zuckerhut fährt eine Zahnradbahn; wer aber die Pflanzenwelt gründlich kennenlernen will, benutzt besser den Fußweg durch dichtes Gestrüpp und tropischen Wald. — Wundervoll sind Ausflüge an den Badestrand von Ipanema oder nach dem entzückend vor wildgezackten Bergspitzen gelegenen Copacabana. In der weiteren Umgebung lockt Petropolis und Theresopolis mit dem bekannten Orgelgebirge, so genannt, weil seine fingerhutartigen Gipfel wie die Orgelpfeifen nebeneinanderstehen.



Schule der Eleganz und der junge Kavalier mußte sie, meist von einem Hofmeister begleitet, besuchen. Wurde er dort auch in Rechtsgelehrsamkeit und ähnliche trockene Dinge eingeführt, die Hauptthäuse war, daß er sich wohl zu bewegen wußte in den guten Stuben schöner Frauen, daß er Hut und Degen richtig zu tragen lernte und „sein zurechtgestützt“ auf der Promenade mit Wohlgefallen bemerkten werden konnte. Hier erreichte liebenswürdiges Stuzertum eine feine und eigenartige Blüte, wenn sie auch vom Pariser à la mode-Wesen beeinflußt war. Sie beginnt unter Gottscheds weit-ausladender Allongeperücke im Zeichen eines kräftigen Barock und setzt sich fort in einem zierlich preziösen Zopfstil, der die einfacheren Formen im Gegensatz zu Dresdens reichem Rokoko betonte.

Wenn man bedenkt, was es hieß, den deutschen Studenten, der als Raufbold und Renommist mit schwerem altemodischen Waffenzeug einherging, zum formgewandten, modischen Weltmann zu erziehen, gewinnt man Sympathie für die Tätigkeit des „Literaturpapstes von Leipzig“, des feierlich würdigen Professors Gottsched, der den „Krahfuß“ un-nachahmlich zu machen wußte und durch seine Umgangsformen

„Der Stutzer im galanten Leipzig“.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Mit fünf Zeichnungen von E. A. Stieren.

Wer im 18. Jahrhundert auf einer der großen Landstraßen durch die fruchtbare und gut bestellte Ebene nach Leipzig fuhr und mit staunendem Behagen in den wachsenden Fremdenverkehr geriet, je mehr er sich der Stadt näherte, möchte er von Nord oder Süd, von Ost oder West kommen, hatte die Empfindung, sich einer Weltstadt, einem Mittelpunkt großer Interessen zu nähern. Keine Stadt in Deutschland konnte sich mit ihr messen an feiner Form und zierlicher Ausgestaltung des Lebens. Die Universität wurde nicht nur der Wissenschaft wegen besucht, sie galt für eine hohe

vorbildlicher war als für seine Alexandriner, aber die eigentliche Erziehung des jungen Stutzers lag in den geschickten Händen des Leipziger Frauenzimmers, das von der graziösen Salonkonversation bis zu den Spielen der Venus Lebenschliff und Liebeskunst den Jünglingen zu vermitteln wußte.

Durch die berühmten Messen kam ein internationales Leben in die reiche Stadt, das jede Art von Vergnügen, jede Art von Weltgewandtheit, jede Art von Geselligkeit verlangte, pflegte und eigenartig ausgestaltete. Von der Extravaganz äußersten Geckentums bis zur selbstsichereren Haltung und Kleidung des großen Stutzers war jede männliche Mode zu sehen wie in Paris und wie im zeitgenössischen London. Einen Stich ins Literarische gab die eigentümliche Leipziger Note, es war das sogenannt Manierliche, in dem der Wunsch zum Ausdruck gelangte, es auf Deutsch den Franzosen oder Engländern nicht nachzumachen, sondern gleichzutun, wie man es im Salon der Gottschedin oder der Zieglerin versuchte, wie es die „ gepflegte Tournure“ einem Mann von Welt gebot. Das, was Goethe als Studentlein die Umgebung überblickend in dem Wort meinte: „Ich mache hier die große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer.“ Doch sehr schnell sollte sich dies ändern, noch kein Jahr war verflossen, als einer der Jugendfreunde nach Hause schreiben konnte: „Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so näßlichen ‚gout‘, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet.“

Man trug von morgens bis in die Nacht „ eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm“. So schildert Goethe in Wahrheit und Dichtung die bürgerliche Eleganz, das feine, nicht übertriebene Stuzertum, das für Deutschland von Leipzig ausging. So empfand es Casanova, als er nach Dresden reisend, in Leipzig nach Abenteuern suchte und das Opernhaus anstaunte, dessen Tänzerinnen der Universität viel mehr als die Professoren reiche und vornehme Studenten zuführten, so empfanden es die Reisenden von Distinktion, die gerne Leipziger Cafés oder den Teegarten nach englischem Muster besuchten.

Öffentliche Gesellschaften, Opernaufführungen, Bälle,



Reunions vermittelten Bekanntschaften und führten den jungen Stuher in ein Leben der „petits soupers“ in Restaurants, wobei trotz aller Freiheit des Verkehrs „zierlicher Anstand“ gefordert ward. Wer gefallen wollte, mußte „weiße Wäsche“ tragen, ein Luxus, der sich langsam von Holland aus einbürgerte und anfangs der Kosten wegen sehr viel Gegnerschaft fand. — In Richters Kaffeehaus, wo man

immer die halbe Welt Leipzigs beisammen fand, tummelte sich der Stuher, hier war sein Treffpunkt, seine starke Feste, während die Gegner, die wilden Studenten alter Art, im „Gasthaus zum Hirsch“ ihr Lager hatten; hier in Richters Kaffeehaus plauderte der Weltmann von Literatur und Theaterpiel, von Liebesangelegenheiten und Champagnerfêtes, hier trat er tänzelnd ein, nachdem er einige Stunden auf die Morgentoilette verwendet hatte. In diesem Café verkehrte ein junges, witziges Studentlein, das die künftigen Diplomaten und Kriegshelden beobachtete, die hier ein- und ausgingen und den berühmten Leipziger Professoren pflichtschuldig „Aufwartung“ machten, sich dann aber um so eingehender in den bekannten Vergnügungsstätten zerstreute. Er schilderte die eleganten Stuher der großen Welt als „Herrlein mit wohlgepudertem Schopf, die in seidenen Strümpfen und Kleidern aus Sammet und Atlas einherlaufen, duftend nach Pomade und Parfüm“. Freudlich schwängeln sie um die hübschen Leipziger Mädchen und jeder sucht sich „seine Charmante“. Nicht weit vom Markt in Schellhofers Tanzlokal spielt die Musik auf:

„Auch jetzt war hier ein Ball der Schönen angestellt,
Es schimmerte voll Glanz die Stuherwelt,
Und manches schöne Kind, besiegt vom sanften Triebe,
Hebt die erhitzte Brust und glüht von Tanz und Liebe.
Selbst die Galanterie, die Göttin, deren Macht
Die alte deutsche Welt fein und gesittet macht,
Besuchte diesen Ball und kam mit Glanz und Schimmer
Und königlichem Pomp in das erhelleste Zimmer.“

Der Geist des 18. Jahrhunderts sprach mit sprühend aus allen Festen, nicht nur manierlich, auch amüsant mußte der Stuher sein, wollte er seine Rolle durchführen und in der Gesellschaft gute Figur machen. Der Student „konnte kaum anders als galant sein, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einem Bezug stehen wollte“. (Goethe, Dichtung und Wahrheit II. T.). In seinem scherhaftsten Heldengedicht schildert Zachariae den Kampf zwischen dem Stuherum, vertreten durch „Sylvan“ und dem lärmenden „Raufbold“, dessen Dasein Saufen, Renommieren und Streiten erfüllte. An Raufbold ergeht die Mahnung:

„Sei nur ein Leipziger, verwirf die schlechte Tracht,
Die dich hier lächerlich und Schönen schrecklich macht.
Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel,
Kein Hut bedecke mehr den aufgeputzten Scheitel . . .
Den Reiter lasz allein die schweren Stiefel drücken,
Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken!
Verabscheu' von nun an die ungezognen Händel . . .
Sprich zierlich und galant und rieche nach Lavendel,
Vergiß den Rauchtabak, der hier noch schmauchend glimmt,
Und nimm dafür Rappé, wie ihn der Stuher nimmt.“

Dann will ich festlich dich zum Petitmaître schlagen,
Du sollst — ein neuer Held — dich an die Schöne wagen.“

Der wilde Musensohn, von Selindes Liebesblick bezwungen, erscheint zum Nachmittagstee bei der „Schönen Nymphe“, vom französischen Haarkünstler frisiert, mit Schuhen und seidenen Strümpfen; der Stuher sagt ihm, es genüge, wenn zunächst „Kopf und Fuß galant sei“. Doch Raufbold findet nur Spott und Gelächter bei den Mädchen und galanten Jünglingen, Streit entsteht, die Weltanschauung des Stuhers plazt mit jener des ungepflegten Wildlings zusammen, es entbrennt ein Zweikampf im Rosental . . . und wie bei den homerischen Kämpfen um Troja beteiligen sich Götter und Dämonen bei diesem weltbewegenden Ereignis. Leipzigs Schutzgeist wendet sich zur „Göttin der Galanterie“:

„Doch Göttin, kann ich wohl der Stuher Haupt verlassen,
Und Stuher untergehn und Schläger siegen lassen?“

Doch Sylvan ist, so modisch und zierlich, ja geziert er sich gebärdet, so gut frisiert und parfümiert er im Salon erscheint, so fein gekleidet mit dem Galanteriedegen und chapeau bas er sich auf der Promenade zeigt, kein Zierbengel, sondern ein echter Stuher, der die Waffe so geschickt führt, wie das Wort, die Ausfallstellung so kräftig einnimmt, wie er die Mazurka anmutig tanzt. Er weiß in Gegenwart der „Charmanten“ lächelnd über die Gefahr des Duells mit dem gefährlichen „Schläger“ hinwegzutändeln, spielt seine Partie L'ombre, nachdem ihm der Brief mit der Fortdauerung zugegangen, weiter, ohne sich etwas merken zu lassen, und steht am anderen Morgen ebenso gut frisiert und hergerichtet, wie sonst auf der Promenade, auf dem Kampfplatz.

Grotesk, — vielleicht als Farce gedacht, in Wahrheit durchaus ernst und weittragend in den Folgen, — spielt sich der alte Streit zwischen biderber Kraftmeierei und gepflegtem Stuherum unter den Studentenparteien des 18. Jahrhunderts in Deutschland ab, wie er ähnlich seit dem klassischen Altertum in verschiedenen Kulturzentren zum Ausdruck kam. Der Kontrast des gravitätisch-feinen Großstädtertums zu dem kraftmeierischen Gestus der kleinen Universitätswelt schlägt Funken. Raufbold muß abziehen und die galante Stadt verlassen, nimmt aber die goldene Lehre mit, daß nicht im ungebärdigen Wesen, sondern im feingebärdigen Benehmen die Größe und der Schick neuzeitlichen Mannes liegen.

Die feine Eigenart des Zopfstils, die in Gewand, Benehmen, Möbeln und Architektur freundlich zusammenstimmte, begann den Charakter des Lebens zu beherrschen. In Jena stand bald einer der elegantesten deutschen Professoren, Dr. A. von Schlegel, vielmehr wärmt auf dem Katheder, und Chodowieckis Kupfer erzählen heredit von einer freundlich-bürgerlichen Eleganz, die im kleinen feinsinnig wirkte und sich weit verbreitete.

Lustig und lebensfroh tummelte es sich weiter trotz aller kriegerischen Ereignisse und Rückschläge, die Deutschlands aufstrebende Zivilisation empfing, in der großen Handels- und Universitätsstadt Leipzig. Als ein junger Frankfurter Stuher, der sich fröhlich nannte und abenteuernd auf der ganzen Welt herumgetrieben hatte, in den ersten Jahren der Romantik nach Leipzig kam, fand er das alte großstädtische Treiben und schrieb: „Es war ein Gewirre, eine Geschäftigkeit, ein Wühlen und eine Masse von Menschen aus allen Gegenden Europas, die nicht zu be-



schreiben. Namentlich bemerkte ich auch viel Griechen, Türken und Armenier, sogar Asiaten hier . . . Wir besahen alle Messeraritäten, die schönen Modemagazine und besuchten einige öffentliche Gärten, in denen es recht lustig zuging.“ Dort fand Fröhlich zwei blutjunge, hübsche Harfenmädchen, die er abends in seinem Gasthof singen ließ. Dann machte sich die romantische Mode geltend, es wurde ein Ausflug nach der Ruine Giebichenstein bei Halle beschlossen: „Ich lud die beiden Mädchen ein mit von der Partie zu sein, um auf der alten Bergfeste den Klang ihrer Harfen und ihre Stimme erklingen zu lassen . . . Auf den Ruinen sitzend, nahm ich ein kleines Mahl mit meinen hübschen Harfensistinnen ein, wobei wir ein paar Flaschen von aus Leipzig mitgenommenen Champagner leerten, unter dem freien Himmel sangen und überaus fröhlich waren. Bis zur Dämmerung brachten wir hier zu und

kamen erst gegen Mitternacht wieder in Leipzig an, wo ich die Mädchen bei mir behielt und wir noch ein leckeres Souper unter Schäfkereien einnahmen und dann bis zum Grauen des Morgens jubelten und uns vergnügten.

So klingt Leipzigs zierlich genießerisches Stuhertum, das mit Gottscheds Allongeperücke feierlichen Anfang nahm, in deutscher, langesfroher Romantik aus. — Lange hat der Sieg liebenswürdigen Stuhertums weitergewirkt und ein halbes Jahrhundert später konnte ein heimkehrender Weltreisender schreiben: „Wenn man vom Ausland zurückkehrt und Leipzig passiert, freut man sich stets, wieviel Welt die Leute dort haben und daß sich ein feiner Ton erhalten hat. Das schöne Lebensgefühl der humanistischen Bildung schwelt hier noch immer durch die gastfreundschaftlichen Zimmer.“ (Alexander von Humboldt 1835).



Viel Gesundheit könntest du dir wahren,
Viele Pillen könntest du dir sparen,

Ein Kissen in neuartiger Wollarbeit.

Material und Technik dieser im Bild gezeigten Handarbeit sind die einfachsten: Stramin oder Kanevas, auf dem mit bunter Zephirwolle ein unregelmäßig ineinandergreifender Spannstich ausgeführt wird. Durch Veränderung der Stichrichtung in den verschiedenen Figuren erhält die Arbeit interessantere Wirkung. Die einzelnen, auf dem Grundstoff angegebenen Flächen werden mit recht unregelmäßig langen und kürzeren Spannstichen ausgefüllt, die man reihenweise nebeneinanderstickt. In der darüber liegenden Reihe hat die Nadel die Fäden der vorhergehenden Reihe beim Einstechen zu teilen, damit durch den ohnehin großlöchigen Grundstoff im Gesamtbild der Stickerei kein Loch entsteht. Zur Erleichterung und zum exakten Arbeiten empfiehlt es sich, diese in einen großen, eitigen Stickrahmen zu spannen. (Siehe auch Frauendaheim Nr. 45.)

Das vierseitige Kissen wurde in violetten, rostroten bis gelben Tönen gehalten, die Rückplatte bestand aus dazu passendem violettem Tuch.

Handarbeiten aus Wolle.

Das Jahr rückt vor, der Herbst ist da und man muß schon wieder an Weihnachtshandarbeiten denken. Da die Frauen in Haushalt oder Beruf heute mehr überlastet sind als je, bleibt für die Nadelarbeit wenig Muße. Ein großes Geschenk (z. B. ein gehäkeltes oder gestricktes Kleidungsstück) muß zeitig begonnen werden. Wer auf der Suche nach einem bestimmten Stück in hübscher Ausführung ist, findet Anregung und Vorlagen in

Kissen in neuer Woll-Flächenstickerei. Entwurf und Ausführung: Doris Langer, Berlin-Grunewald, Caspar-Theiß-Straße 20. (Muster, auf Kanevas aufgezeichnet, erhältlich.) Aufnahme: Vinkhorst.

den zahlreichen neuerschienenen Musterbüchern des Verlages Otto Beyer, Leipzig. Da ist zuerst einmal etwas für „unsere Männer“, für die man ja, außer den üblichen Sofakissen, selten eine hübsche Handarbeit weiß. „Der Herr in Wolle“ (Band 48) bringt gestrickte oder gehäkelte Sportkleidung, hauptsächlich Jumper, Jacken, Westen und Pullover. Für

Wenn du lerrest, alle dummen Mucken,
Alle schlechten Launen zu verschlucken. f. s.

unsere Kinder ist Band 24 bestimmt. Das Heft enthält Vorlagen für gestrickte oder gehäkelte Knaben- und Mädchenkleidung allerart. Ein Sonderblatt: „Wollenes Spielzeug“ ist für die Kleinsten herausgekommen. Fast unsere sämtlichen Haustiere, Hahn und Henne, Ente, Gans, Käuze, Schaf und Kuh, aber auch der Bauernbursch und das Gänselfiesel — das Osterhäschchen nicht zu vergessen — alles selbst gestrickt und angeblich unverwüstlich!

In zahlreichen Spezialheften findet sich wohl für jede Dame etwas Passendes. Zur Wahl stehen neu: Band 125 „Neueste Wollkleidung für Damen“ mit Jacken, Westen, Schalbüchern, Häkelhüten und Bettjäckchen; Halbband 126 „Kunstseidene Handarbeiten“ mit Kleidungs- aber auch Gebrauchsstücken (Kissen), die sich besonders gut zur Ausführung in Kunstseidengarn eignen; Band 135 „Wolle von A bis Z“ mit Modellen von Westen, Jumperkleidern, einer sehr hübschen Wintersportgarnitur und reizenden Kindersachen; Band 137 „Wollschlingen-Häkeli über Flachstäbchen“, der uns eine neue, überraschend einfache Technik, die sich vorteilhaft von den bisher bekannten Arten der Schlingen häkeli unterscheidet, veranschaulicht; Band 150, „Alles aus Kunstseide“, gestrickte und gehäkelte Damen- und Kinderkleidung, Decken, Kissen, Täschchen usw.; Band 141 „Bestickte Wollkleidung“, das zweite Heft vom Gitterstanzb., einem Material (Wirkstoff aus Merinowolle), mit dem es jede handarbeitende Frau einmal probieren sollte; Band 147, „Wolle von oben bis unten“, der ähnlich aufgezogen ist, wie Band 135, als Neuestes aber auch Muster für selbstgestrickte, warme Damen-Unterkleidung enthält.

Wer die Technik des Kelimstickens zu seiner Lieblingshandarbeit erkoren hat, beschaffe sich Band 140 „Neueste Kelim-Arbeiten“. Kelim-Arbeiten eignen sich besonders gut für Herrenzimmer mit dunklem, schwerem Hausrat und persischen Teppichen. „Ein neuer Spannstich auf Stramin“ (Band 149) dagegen wird sich höchst vorteilhaft in streng modernen Wohnräumen mit farbigen Möbeln ausnehmen. Man kann in dieser Technik einen leichten, schnell fördernden Spatistisch, auch Damenwesten und Hüte anfertigen. Detta.

Japanische Frauen.

Wie wenig wissen wir von den Frauen des fernen Ostens! Die Nachrichten, die herüberdringen, sind spärlich und sie betreffen stets nur die wenigen Ausnahmen von der Regel. Wie die große Masse des japanischen Volkes lebt, wie es innerhalb der Familien wirklich zugeht, wissen wir nicht. Die Papierwände, die der Japaner sehr fest um sich und sein Heim zu ziehen pflegt, lassen nur ein Schattenspiel ahnen — und die Japanerinnen selbst haben Generationen hindurch gelernt zu schweigen. Ab und zu hört man von einem mutigen Mädchen der höheren Kreise, die es verstand, sich von den Fesseln unzeitgemäßer, weil unvernünftiger Konvention, zu befreien.

Die Frauen aus dem Volke, die Proletarierinnen, genießen allerdings schon lange das „Vorrecht“ arbeiten zu dürfen, nein arbeiten zu müssen — wie ein Mann, hier eine zweifelhafte Kunst, da sie nur Pflichten aufzubürden und keine Rechte gibt. Wir finden die Arbeiterinnen in den Fabriken und auch in niedrigen, schlecht bezahlten Stellungen in Büros und bei Behörden. Die christliche Mission tut viel zur Aufklärung und Befreiung der Frau. Der Verband christlicher junger Mädchen berichtete kürzlich folgende Episode: „Vor drei Jahren begann ein junges Mädchen aus heidnischer Familie, die in einem Zeitungsbüro angestellt war, unsere Kurse zu besuchen, um sich zu vervollkommen. Später wurde sie Klubmitglied und trat zum Christentum über. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und nach japanischer Gewohnheit wünschten diese, sie bald verheiraten zu sehen, damit der Gatte den Namen der Familie annahme und diese dadurch weiterbestehe. Aber das junge Mädchen hatte die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der ebenfalls Christ war, gemacht und wies alle Vorschläge der Eltern zurück. Es gelang ihm, sich mit dem Mann, den es liebte, zu verloben. Vierzehn Tage vor der Hochzeit teilte sie das Ereignis dem Club mit, in dem es nun der Mittelpunkt aller Unterhaltungen wurde. Dies ist sehr bemerkenswert, denn die Heirat ist ein so trauriges Ereignis in Japan, daß die jungen Mädchen niemals darüber sprechen. Die Verlobten brachen wiederum alle alten Gewohnheiten und trafen selbst die Vorbereitungen zur Hochzeit, die schlicht und einfach gefeiert wurde.“ Selbstverständlich gibt es auch einige Frauen

der Intelligenz, die sich mit Worten oder Taten für die Frauenbewegung einsetzen, die ja in Japan ein weit größeres Feld zu bebauen vorfindet als bei uns. Zu den führenden Frauenpersönlichkeiten gehört Frau Araki, die Gattin eines Professors an der Universität zu Tokio. Sie spielt auch in der dortigen Gesellschaft eine große Rolle, während die japanischen Frauen bisher gesellschaftlich sehr im Hintergrund standen. Eine andere sehr interessante Erscheinung des modernen Japan ist die Sängerin Hatue Yuasa. Sie ist die Gattin des in Berlin lebenden Pianisten Meißner. Der Pagenschritt kleidet sie reizend und die moderne Abendtoilette steht gut zu ihrer zierlichen, schlanken Figur. So steht sie auf dem Konzertpodium der Singakademie mit einem deutschen Liederprogramm. Zuweilen aber wirkt sie doch wieder den buntgefleckten Seidentkimono über und spielt uns die Madame Butterfly. Dann rast das Publikum vor Entzücken...



Oben:

Frau Araki, Tokio, stellte sich an die Spitze der japanischen Frauenbewegung. Das Bild zeigt sie in einem besonders schönen, handgestickten Kimono. Aufnahme: Ernste Geiringer, Wien.

Rechts:

Die japanische Sängerin Hatue Yuasa gab am 3. Oktober in der Berliner Singakademie ein Konzert mit deutschem Programm. Aufnahme: Kiesel, Berlin.



Die Küche der Untermieterin.

Ein weiterer Beitrag zum Problem der berufstätigen Frau.

Das Schicksal der möbliert wohnenden Frau wird stets die gemeinsame Küchenbenutzung oder der Kochapparat im Zimmer sein. Eins bedeutet so wenig das Ideal wie das andere, doch es gilt, sich mit den Tatsachen abzufinden und das Beste aus ihnen herauszuholen. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister... Biel Takt, Rücksichtnahme und Liebenswürdigkeit gehört von beiden Seiten dazu, wenn zwei Frauen reibungslos in gemeinsamer Küche wirtschaften sollen. Mit ein bisschen gutem Willen und den vorerwähnten Eigenschaften geht es aber ganz schön, zumal die Berufstätige aus begreiflichen Gründen die Zeit ihres täglichen Aufenthaltes in der Küche auf ein Minimum beschränken wird. Vermeidet sie es außerdem von vornherein durch größte Sparsamkeit den Gaszähler zum Zankapfel werden zu lassen, stellt sie gebrauchtes Gerät stets sorgsam wieder an Ort und Stelle, hält sie auch sonst auf Ordnung und Sauberkeit am gemeinschaftlichen Herd, so sind die Reibungsflächen nur noch gering. Wird hiermit an die Vernunft der Untermieterin appelliert, so soll andererseits auch die Großzügigkeit der Vermieterin nicht unangerufen bleiben. Sie rechne ihrer „möblierten Dame“ nicht jede Kanne heißen Wassers nach — eine unvorhergesehene Mark mehr auf der Gasrechnung hat noch niemanden wesentlich ärmer gemacht. Auch die Wirtin halte ihrerseits auf Ordnung und Sauberkeit in Küche und Speisekammer, andernfalls sie einem Mitmenschen nicht zumuten kann, mit ihr die gleichen Einrichtungen zu benutzen. Sie ehrt etwaiges Eigentum an Geschirr und Gerät ihrer Mieterin und benütze nicht deren Milchtochter, um ihren Kohl darin zu bereiten, blos weiß ihr „gerade die Größe“ fehlt oder schmutzig

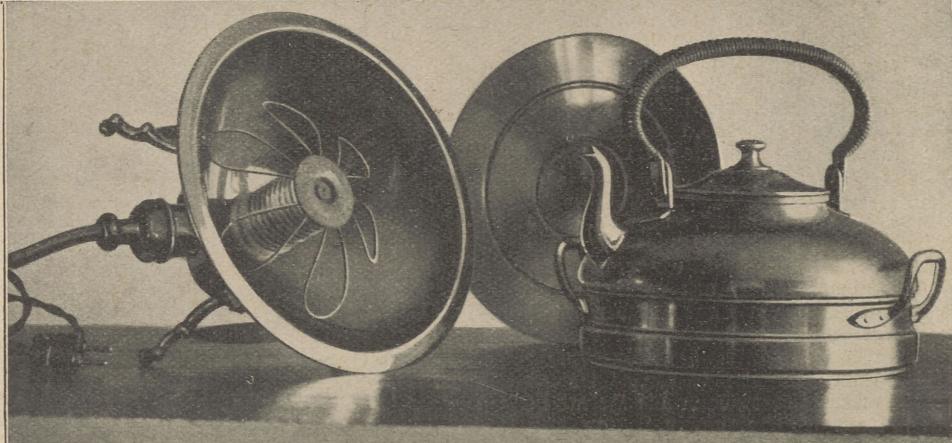
im Abwaschstisch steht. Umgekehrt muß natürlich auch die Junggesellin oder die junge, mit ihrem Mann noch möbliert wohnende Ehefrau sich vorher genau vergewissern, welche Küchengeräte der Wirtin sie benutzen darf und welche nicht und welche wieder nur zu einem bestimmten Zweck. Dringend anzuraten ist jedoch die Anschaffung einer eigenen kleinen Küchenausstattung, nicht zu umfangreich, damit sie notfalls auch in nur einem Fach des großen Küchenschrankes Platz findet, aber alle Stücke von ausgewählter Gediegenheit und technisch das Neueste vom — erprobten Neuen. Diesen Luxus kann man sich in kleinem Maßstab schon leisten. So werden die Messer und Gabeln aus nichtrostendem Metall sein, die Töpfe aus bestem, gasparendem Aluminium, die Bratpfannen aus feuerversteiftem Glas (Jenaer Duraxglas). Diesen Grundsatz mache sich auch die Untermieterin zu eigen, die sich im Zimmer selbst eine kleine Kochstelle einrichten kann. Viele Wirtinnen werden, um die vielen Klippen der gemeinsamen Küchenbenutzung zu umgehen, eine Kochgelegenheit im Zimmer — etwa in Gestalt eines kleinen Küchentisches, der auf einem größeren Stück Linoleum steht und eines einfachen Schrankes für Geschirr und Vorräte — schaffen. Andere wieder fürchten für ihre Möbel (diese Angst siele bei leer vermieteten Zimmern, siehe den Aufsatz im vorigen Heft, fort) und versuchen lieber eine Kammer oder ein kleines Hinterzimmer für diesen Zweck herzurichten, was sich besonders in alten Wohnungen mit reichlich Nebengelaß oft wird ermöglichen lassen. Auf jeden Fall sollte die Mieterin aber vermeiden, heimlich im Zimmer zu kochen, dort wo es ausdrücklich unerwünscht ist.

Drei Kraftquellen stehen für die Kocherei im Zimmer zur Verfügung: Gas, elektrischer Strom und Spiritus. Gas im Schlafzimmer — eine äußerst gefährliche Angelegenheit, besonders für den, der bisher nicht gewöhnt war, mit Gas umzugehen.

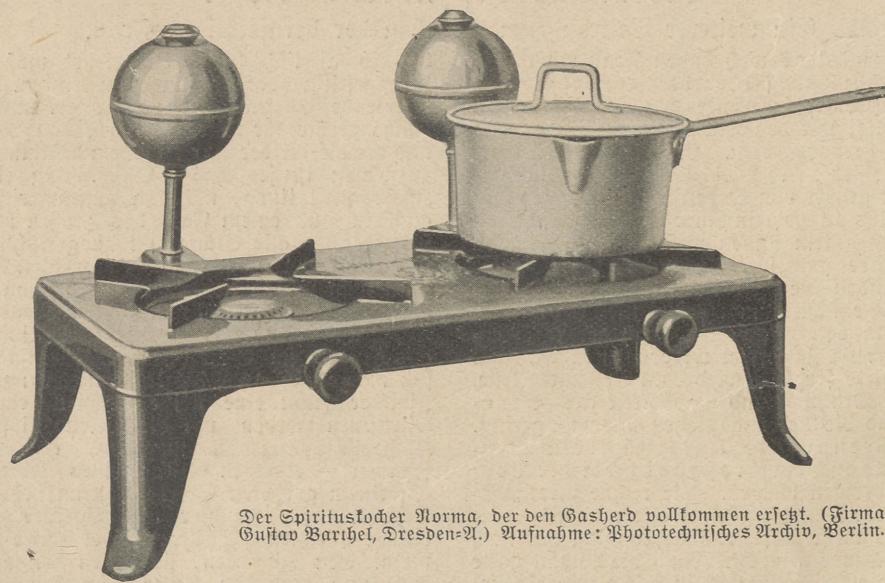
Der elektrische Strom sollte das Gas in weitestgehendem Maße aus Räumen, die zum Schlafen dienen, verdrängen. Elektrisch zu kochen ist hygienisch und bequem, zumal unsere Industrie eine Reihe vorzüglicher Apparate herausgebracht hat. Wohl das Praktischste bildet eine Heizsonne (siehe Abbildung auf dieser Seite), die auch als Kochplatte und überhaupt für die verschiedensten Zwecke verwendet werden kann: zum Haartrocknen, zum Brotrösten, zum Erwärmen des Bettes oder auch der Füße unter dem Schreibtisch, zum Warmmachen des Mund- und Waschwasers, zum Erhitzen des Bügeleisens, sei dieses nun ursprünglich eine Gasplatte oder ein ausrangiertes Bolzenisen. Man hat besonders zweckmäßige Kochgeschirre aus Aluminium, die in ihrer Form die erhielte Fläche vollständig ausnutzen, dafür konstruiert: eine Bratpfanne, einen „Spezialtopf“, der $1\frac{1}{2}$ l fasst, eine größere Kasserolette und eine flache Teekanne, die getrennt benutzt oder den Deckel für die anderen Gefäße bilden kann. Auch eine Backform zum Bereiten von Kuchen, Puddings und Aufläufen hat sich bewährt.

Aber, aber! — der Stromverbrauch! Wenn auch bekanntlich jede Firma, die elektrische Apparate herstellt, ganz gleich ob es sich um Staubsauger, Heizkissen, Teekessel oder Kochtopf handelt, hoch und heilig und wahrscheinlich durchaus mit Recht versichert, gerade ihr Fabrikat benötige erstaunlich wenig Kraft, so machen bei täglichem Gebrauch viele Wenig doch ein Biel — und die Wirtin sieht's mit Mißtrauen... Es sei denn, daß für die vermieteten Räumlichkeiten ein besonderer Zähler angebracht wurde, eine Einrichtung, die zwar im Augenblick Geld kostet, aber allen Wirtinnen zur Vermeidung von viel Verdrüß dringend zu empfehlen ist. Läßt sich dies nicht ermöglichen und steht auch ein Gasanschluß nicht zur Verfügung oder wird als zu gefährlich verworfen, so bleibt noch eins, und nicht das schlechteste, der Spiritus. Mit den Spirituskochern älteren Systems, die wackligen Gestellen, konnte man nicht viel anfangen. Für die Dauerküche ist ihre Handhabung

oft zu umständlich, ihre Wirkungsmöglichkeit zu gering. Neuerdings haben wir jedoch den Spiritusapparat, der vollkommen wie ein Gasloher wirkt und auch ebenso leicht wie dieser bedient wird — nur daß ab und zu Brennstoff nachgefüllt werden muß. Ein derartiger Kocher eignet sich auch zur Aufstellung auf dem Herd, dort, wo Küchenbenutzung des Untermieters vorgesehen ist, man aber gern den Zwist um den Gasverbrauch vermeiden will. — Bei möglichst geringem Zeitverbrauch eine abwechslungsreiche, schmackhafte Nahrung zuzubereiten, ist eine Kunst, die sich anzueignen möglichst jede Berufstätige erstreben sollte. Das ewige Spiegelei muß endlich vom Speisezettel der Junggesellin verschwinden! Eier — gewiß, warum nicht! Aber warum nicht auch mal Rühreier mit Bückling oder Eier mit Tomaten oder harte Eier in Senfsauce oder Sezieren auf Rösti oder auf Speck Scheiben oder Eierkuchen oder... genug, es gibt unzählige Eierspeisen, die in die Eintönigkeit des Menüs etwas Leben hineinbringen. Einen Eieratz für ein Mittagsmahl wird so eine leichte Eierspeise aber nie bilden. Da muß sich schon noch eine Suppe hinzugesellen oder eine sättigende Speise. Die meisten Gerichte lassen sich am nächsten Tag in Geschmack oder Gestalt etwas verändern, man kann getrost für zwei Mahlzeiten kochen. Gemüsekonserven



Elektrischer Heizloher „Mascho“, vielseitig — als Heizsonne und als Kochapparat — verwendbar.
(Firma: W. & W. Schott, Langenhagen-Hannover.) Aufnahme: Linthorst, Berlin.



Der Spirituskocher Norma, der den Gasheiz vollkommen ersetzt. (Firma Gustav Barthel, Dresden-A.) Aufnahme: Phototechnisches Archiv, Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Bodeltz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegr. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenhienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingeforderter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Behagten & Klaßings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Behagten & Klaßing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.